

V.

Ueber graphologische Kennzeichen des Schwachsinn.

Von

Oberarzt Dr. **Georg Lomer.**

~~~~~  
I.

Noch immer besteht in wissenschaftlichen Kreisen gegenüber der Graphologie ein ablehnendes Misstrauen, welches nur langsam weichen will. Dieses, durch die jahrzehntelange Misshandlung des Gebietes durch Dilettantenwillkür verschuldete, also psychologisch ganz begreifliche Misstrauen darf aber nicht länger Geltung beanspruchen, wenn sich Ziel und Methode zum Bessern wandeln. Sobald an die Stelle naiver Sensationslust und billiger Vulgär-psycho-diagnostik nüchterne, vorurteilslose Betrachtung und ernstes wissenschaftliches Streben tritt, wird jener ererbten Skepsis, die das Kind mit dem Bade ausschütten möchte, notwendig der Boden entzogen werden.

Entspricht die Sachlage heute noch nicht diesen Erwartungen, so liegt das einestheils an der noch immer in den Kinderschuhen steckenden Entwicklung der Graphologie selbst, andernteils daran, dass die Meisten von den wirklich erzielten Fortschritten und Ergebnissen, von den mühsamen Versuchen und Spezialstudien, mit denen sich diese werdende Wissenschaft vorwärts tastet, ganz einfach nichts wissen. Himmelweit ist der Unterschied zwischen Werken wie dem bekannten, aber arg phantastischen Lombroso'schen Buch<sup>2)</sup> oder dem zwar sehr fleissig zusammengestellten, aber doch recht unwissenschaftlichen Buch von Magdalene Thumm-Kintzel über den „psychologischen und pathologischen Wert der Handschrift“<sup>3)</sup> auf der einen Seite — und

---

1) Von den 12 hier verwerteten Fällen sind 11 dem Material der Landes-Irrenanstalt Strelitz-Alt, 1 der Landes-Irrenanstalt Blankenhain i. Thür. entnommen.

2) Deutsch. 1896. Uebersetzt von Brendel. Reclam. Leipzig.

3) Verlag Paul List. Leipzig.

Autoren wie Michon, Crépieux-Jamin, Schwiedland, Preyer, Hans H. Busse, Gg. Meyer, Goldscheider, Köster usw. auf der anderen.

Eine Sammelstelle aller jener ernsthafteren Bestrebungen bildeten 12 Jahre hindurch (1879—1908) die „Berichte der Deutschen graphologischen Gesellschaft“<sup>1)</sup>, welche noch heute eine wahre Fundgrube wertvollsten Materials bedeuten und einen auserwählten Stab gediegener Mitarbeiter besaßen. Dass die Gesellschaft sich aufgelöst hat und also keine Berichte mehr erscheinen lässt, ist ein fühlbarer Verlust für die immer noch nicht sehr zahlreichen Wissenschaftler, denen die Entwicklung der Graphologie und ihre weitere Herausmauerung zum wissenschaftlichen Spezialfach am Herzen liegt. Die Sonderveröffentlichungen der beiden Redakteure eben jener Berichte, Hans H. Busse und Dr. Ludwig Klages, gehören demgemäss zu dem Besten, was hier bis heute geschrieben und geleistet ist.

Fragt man nach einwandfreien Grundlagen des Faches, so ist — um bei deutschen Autoren zu bleiben — neben der trefflichen Preyer'schen „Psychologie des Schreibens“<sup>2)</sup> zunächst das Werk des Psychiaters Georg Meyer über „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie“<sup>3)</sup>, sodann aber Klages' gedankenreiches Buch über „Die Probleme der Graphologie“<sup>4)</sup> zu nennen. Durch besondere Exaktheit ist unter diesen das Meyer'sche Buch ausgezeichnet, das in überzeugendster Weise die grossen, unanfechtbaren Grundlinien aufzeigt, auf denen jeder graphologische Forscher weiterbauen kann und darf. Klages seinerseits vereinigt bemerkenswerte Feinheit der Psychoanalyse mit einer Fülle perspektivischer Ausblicke, die für manche allzu gewagte Exkursionen<sup>5)</sup> vollauf entschädigen.

Zu diesen ernst zu nehmenden Autoren hat sich jüngst als weiterer der Kieler Pathologe Georg Schneidemühl gesellt, der in seinem Buche „Handschrift und Charakter“<sup>6)</sup> ein reiches Handschriftenmate-

---

1) München. Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft.

2) Zur Psychologie des Schreibens, mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschrift. Hamburg und Leipzig. 1895.

3) Jena. Verlag Gustav Fischer. 1901.

4) Entwurf einer Psychodiagnostik. Leipzig. Joh. Ambr. Barth. 1910. Die zahlreichen Busse'schen Veröffentlichungen sind mehr praktischer Art, so vor allem seine „Handschriftendeutungskunde“.

5) z. B. in den allzu spekulativen Erörterungen über das Wesen der Hysterie.

6) Th. Grieben's Verlag. Leipzig. 1911.

rial<sup>1)</sup> kritisch verarbeitet hat. Was er bringt, zieht seinen zweifellosen Wert aus der Tatsache, dass hier ein vieljähriger, an peinlich genaues Beobachten beruflich gewöhnter Empiriker spricht. Schneidemühl lehnt sich in den physiologischen Erklärungsversuchen eng an Preyer an, kann sich aber weder mit Meyer an wissenschaftlicher Exaktheit, noch mit Klages an analytisch-psychologischer Vertiefung messen.

Ueber die Pathologie der Handschrift finden sich in diesen grundlegenden Werken im ganzen nur verstreute Notizen. Es liegt ja auch auf der Hand, dass man den zahlreichen, sich aufdrängenden pathologischen Problemen erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg nachgehen kann, wenn zuvor die Grundlagen der Normalschrift festgestellt sind. Erst an sie ist anzuknüpfen. So sind denn auch die wenigen sich mit diesem Thema befassenden Sonderschriften fast alle nicht über Ansätze hinausgekommen, deren Unvollkommenheit sich aus dem damaligen Tiefstande der wissenschaftlichen Graphologie überhaupt von selbst versteht.

Ich nenne die im übrigen gediegenen und gewissenhaften Arbeiten von Erlenmeyer<sup>2)</sup>, Scholz<sup>3)</sup>, Soltmann<sup>4)</sup>, Piper<sup>5)</sup> und Goldscheider<sup>6)</sup>. Hier ist auch das Buch von Köster<sup>7)</sup> zu erwähnen, der im Anschluss an Robert Sommer's Versuche eine Reihe von Schriftproben Geisteskranker der analytischen Betrachtung unterzieht und diese seine Beobachtungen dann zu den klinischen Wahrnehmungen in Beziehung setzt. Graphologische Erfahrungssätze lässt auch er noch ganz beiseite.

Was an exakten Resultaten bei all diesen Vorarbeiten herausgekommen ist, ist wenig genug.

Die Krankheitsform, deren graphologische Eigenheiten noch am besten gekannt und studiert sind, ist die progressive Paralyse, deren zuerst durch Erlenmeyer gegebenes graphologisches Krankheitsbild heute von den Irrenärzten wohl allgemein akzeptiert ist. Das Kräpelin'sche Lehrbuch<sup>8)</sup> bringt in seiner jüngsten (8.) Auflage gleich-

1) An 60—70000 Einzelproben.

2) Die Schrift. 1879.

3) Lehrbuch der Irrenheilkunde. S. 49.

4) Schrift und Spiegelschrift bei gesunden und kranken Kindern. 1890.

5) Schriftproben von schwachsinnigen bzw. idiotischen Kindern. Berlin. 1893.

6) Physiologie und Pathologie der Handschrift. 1891. Zur Pathologie und Therapie der Handschr. Arch. f. Psych. Bd. 24.

7) Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas. Mit Vorwort von Sommer. Leipzig. 1903. Joh. Ambr. Barth.

8) Psychiatrie. Bd. II. Klinische Psychiatrie. Teil I. S. 361ff.

falls ausgezeichnete Musterbeispiele und würdigt sie eingehend. In der Tat ist ja der sich vor den Augen des Klinikers abspielende, oft so rapide Verlauf der Paralyse, mit ihren fortschreitenden körperlich-geistigen Lähmungserscheinungen, besonders zu Schriftstudien geeignet, er ist sozusagen ein Schul- oder Anfangsproblem, das zur Inangriffnahme an der Hand geeigneter Kasuistik geradezu herausfordert.

Wenn ich „Anfangsproblem“ sage, so ist das allerdings, bei der vorläufig noch sehr grossen Schwierigkeit des ganzen Gebietes, lediglich relativ zu verstehen. Ehe wirklich Befriedigendes erreicht wird, bedarf es noch einer bedeutenden Verfeinerung unserer analytischen Methoden und zahlloser systematischer Einzelstudien. Auf beiden Gebieten sind erst Anfänge vorhanden.

Was die Methodik anbetrifft, so sind in dem Sommer'schen Apparat zur dreidimensionalen Analyse von Ausdrucksbewegungen<sup>1)</sup> und — noch mehr — in der Kräpelin'schen Schriftwage<sup>2)</sup>, welche Schreibdruck und -geschwindigkeit misst, solche Anfänge gemacht. Insbesondere die letztere hat bereits zu einer Reihe verheissungsvoller Versuche geführt, wie sie von Gross<sup>3)</sup>, Diehl<sup>4)</sup> und M. Mayer<sup>5)</sup> veröffentlicht sind. Hiermit ist schon angedeutet, dass wahrhaft überzeugende und wissenschaftlich einwandfreie Resultate künftig weniger von der Empirie zu erwarten sind, als vielmehr vom exakten Versuch.

Die Empirie, welche ihre Schlüsse beispielsweise auf Merkmale aufbaut, die sie an Schriftreihen von Leuten mit einer bestimmten, besonders hervorstechenden Charaktereigenschaft feststellte, wird als wichtiges Hilfsmittel zwar niemals zu entbehren sein. Derartige Schlüsse werden aber als blosse Wahrscheinlichkeitsschlüsse anzusprechen sein, solange sie nicht ihre experimentelle Bestätigung gefunden haben.

Genau genommen ist ja die Schrift selber, als graphisch fixierte Ausdrucksbewegung, ein Experiment, das der menschliche Geist mit sich selber anstellt. Allein die Bedingungen dieses Experimentes sind von so komplizierter Beschaffenheit, dass wir in seiner Deutung heute

---

1) Beschrieben im „Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden“. S. 97.

2) Vgl. Kräpelin's „Psychologische Arbeiten“. 1895. Bd. I. S. 20.

3) Untersuchungen über die Schrift Gesunder und Geisteskranker. Kräpelin's „Psychologische Arbeiten“. 1898. 1899. 1901.

4) Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden. Kräpelin's „Psychologische Arbeiten“. 1898. 1899. 1901.

5) Ueber die Beeinflussung der Schrift durch den Alkohol. Kräpelin's „Psychologische Arbeiten“. 1898. 1899. 1901.

noch kaum über die Anfangsgründe hinaus sind. Worauf es ankommt, das ist also die systematische Zerlegung, Auflösung dieses Sammel-experiments in Einzelexperimente, aus den später einmal eine charakterologische Synthese möglich wird<sup>1)</sup>. Anzustreben ist also die Isolierung gewisser geistiger Qualitäten, um sie sodann an der Hand physiognomischer Erfahrungen graphologisch zu studieren.

So viel steht ja lange fest: die Handschrift ist nichts als der graphische Niederschlag einer komplizierten Physiognomik oder Geberdensprache, und eine graphologische Grunderkenntnis liegt in der Tatsache beschlossen, dass alle graphologischen Besonderheiten zu physiognomischen<sup>2)</sup> Eigenheiten in innerer Beziehung stehen<sup>3)</sup>.

Will man experimentell vorgehen, so handelt es sich also darum, das Individuum, aus dessen Handschrift wir lernen wollen, in eine markant veränderte Geistesverfassung zu versetzen, um sodann die handschriftlichen Begleiterscheinungen dieser Veränderung zu prüfen.

So ist es beispielsweise mittels der Hypnose geschehen. Schon Lombroso hat auf diesen Forschungsweg hingewiesen. Preyer, Richet<sup>4)</sup>, Marer<sup>5)</sup>, Ferrari, Hericourt haben dahingehende Versuche mit bestem Erfolge angestellt; vor einigen Jahren auch Hennig<sup>6)</sup>.

1) Die Empirie, das muss gesagt sein, ist diesem langsameren wissenschaftlichen Verfahren bereits weit voraus. Wir dürfen uns hier aber auf graphologische Tatsachen und Erkenntnisse nur so weit stützen, als sie wissenschaftlich erwiesen sind. Die Werke von Meyer, Klages und — teilweise — Schneidemühl sollen uns darin als Grundlage dienen.

2) „Physiognomisch“ als Ausdruckseigenheiten im weitesten Sinne verstanden.

3) Hier, nämlich in der persönlichen Ausdrucksgrenze — Klages spricht von „Ausdrucksschwelle“ —, liegt zugleich eine Grenze unseres graphologisch-charakterologischen Erkennens überhaupt; und eines der schwierigsten Probleme der Zukunft wird sein, in gewissen Fällen die Entscheidung zu treffen, ob das Fehlen der entsprechenden handschriftlichen Eigenschaft auf ein Fehlen dieser oder jener Geistesqualität zurückgeht oder auf eine ausserordentliche Verschiebung der Ausdrucksgrenze.

4) Bulletin de la société de ps. col. physiolog. 1886. II.

5) Marer, Berichte der deutschen graph. Gesellsch. 1898. Bd. II. H. 3. Einem Studenten wurde nacheinander suggeriert, er sei ein Geizhals, ein Verschwender, ein 12jähr. Schulknabe, ein 70jähr. Mann, Napoleon I. und eine lebenslustige Dame. Er zeigte jedesmal typische Handschriftveränderungen. Die Versuchsbedingungen waren einwandfrei.

6) Vgl. „Menschenkenner.“ 1908. Einem Studenten wurde nach einander suggeriert, er sei ein Mädchen, ein Quartaner, ein Anarchist, ein ihm bekannter Gymnasiallehrer, ein ihm bekannter Universitätslehrer. Die Handschriftänderungen waren frappant.

Diese in extenso veröffentlichten Versuche sind z. T. recht interessant, besitzen auch sicherlich eine gewisse Beweiskraft für das tatsächliche Vorhandensein von Beziehungen zwischen Geistesart und Handschrift. Es haftet ihnen jedoch der Nachteil an, dass es sich bei diesen Fällen fast sämtlich um Aenderungen ganzer Komplexionen, ganzer Eigenschaftsgruppen handelt, welche in ihre Komponenten erst noch zu zerlegen sind, will man speziellere Ergebnisse.

Um isolierte Eigenschaften handelt es sich nur da — siehe die Fussnoten —, wo dem Versuchsobjekt Geiz, Verschwendung, Lebenslust suggeriert wurde. Und selbst bei ihrer Deutung könnte ein gewissenhafter Betrachter vielleicht noch Fragezeichen machen. Geiz, Verschwendung, Lebenslust — sind das wirklich Restbegriffe? Und bedeuten sie in jedem Falle dasselbe? Oder empfangen sie durch die übrigen Eigenschaften der Persönlichkeit — je nachdem — eine differente Färbung?!

Ein schweres Hindernis für den Entwicklungsgang der Graphologie liegt ja in der Tatsache, dass wir noch immer keine wirklich brauchbare Charakterkunde besitzen. Wissen wir doch bis jetzt keineswegs, wie die Urelemente des Charakters wissenschaftlich abzugrenzen, einzuteilen, ineinander überzuleiten sind und werden es möglicherweise erleben, dass eine brauchbare Charakterologie weniger der Graphologie dienen, als vielmehr erst aus ihr erwachsen oder doch mit ihrer Hilfe erwachsen wird!

Noch schwieriger gestaltet sich die Forschung, wenn die graphologische Würdigung und Ausbeutung pathologischer Zustände ins Auge gefasst wird. Auch hier, und gerade hier ist ohne experimentelles Vorgehen nichts zu erreichen. Dann aber stellt sich jene Schwierigkeit immer mehr als nur scheinbar heraus; und wie sich aus dem Studium der Pathopsychologie einst wichtige Fingerzeige für die Normalpsychologie ergeben haben und noch fortdauernd ergeben, so ist auch aus der Pathographologie manch tüchtiger Gewinn für die Graphologie zu erhoffen.

Die möglichste Isolierung und gesonderte Betrachtung gewisser Grundeigenschaften muss, wie angedeutet, ein Hauptziel des pathographologischen Experimentes sein. Die wenigen hier gemachten Anfänge wurden oben kurz erwähnt. Das ganze Gebiet ist jedoch so umfangreich, dass seine Durcharbeitung auch nur in den Hauptpunkten eine Frage vieler Jahre ist. Bedauerlicherweise scheiden für einen beträchtlichen Teil dieser Studien selbst die wenigen bisher vorhandenen Hilfsmittel aus. Geisteskranke sind z. B. bei weitem nicht in dem Masse der Hypnose zugänglich als Gesunde. Und was die Anwendung

der Schriftwage angeht, so muss man in vielen Fällen schon froh sein, überhaupt Schriftproben zu bekommen und darf sich nicht auf das durch die Wage gegebene Erschwernis versteifen.

Dieser — nicht seltene — Ausfall wird indessen durch andere Vorteile ausgeglichen. Viele geistige Störungen erfüllen nämlich *ipso facto* die Vorbedingungen eines wissenschaftlichen Versuches, indem sie bei dem Kranken diese oder jene Elementareigenschaft in verzerrierter, verringerter oder verstärkter Weise hervortreten lassen, welche er in gesunden oder doch weniger kranken Zeiten in anderer Ausprägung und Wertigkeit besass. Jede Geisteskrankheit knüpft ja an das vorhandene seelische Material an, und was dem Beobachter als seelischer Exzess im positiven oder negativen Sinne entgegentritt, ist meist nichts als die Steigerung oder Abschwächung von bereits vorher vorhandenen oder doch latenten Tendenzen. So entsprechen z. B. Grössenideen einem hypertrophisch entwickelten, Verkleinerungsvorstellungen einem sozusagen hypo- oder atrophisch gewordenen Selbstgefühl; und nicht selten sind Andeutungen, Ansätze, Rudimente der pathologischen Neigung bereits in der Gesundheitsbreite zu finden.

Mit dem stärkeren Hervortreten des einen oder anderen Zuges aber tritt auch seine Geberdensymbolik und ihr aufgefangener Niederschlag, die graphologische Fixation, schärfer hervor und wird dem Studium zugänglich. Um Nebeneinanderstellung und Vergleichung von Schriftproben aus gesunden und kranken Zeiten handelt es sich also, um zu brauchbaren Schlüssen zu gelangen. Dabei werden die Resultate umso reiner, eindeutiger sein, je einfacher, unkomplizierter die Schriftzüge und damit die ihnen zugrunde liegenden geistigen Elemente sind. Um Missgriffe möglichst auszuschalten, wird man seine Aufmerksamkeit also zunächst auf die Schriften ganz einfach aufgebauter Menschen zu richten haben, deren geistiges Inventar die Deutung nicht allzu sehr erschwert.

Ich denke vor allem an die Schwachsinnigen aller Grade. Hier ist der Hebel anzusetzen.

Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, dass Imbezille und Idioten gar keine Charakterentwicklung, gar keine geistige Persönlichkeit zeigen. Sie tun dies, wie jeder Fachmann weiss, sogar oft in ganz ausgesprochener Weise. Worauf es ankommt, das ist die unentwickelte Rohheit, das Elementare des geistigen Aufbaues.

Und noch ein anderer Punkt verdient Erwähnung. Manche graphologischen Forscher betonen scharf die Notwendigkeit einer gewissen Bildungsstufe des Schreibers als Vorbedingung zutreffender graphologischer Beurteilung. „Unter den Anhaltspunkten“, sagt Gg. Meyer<sup>1)</sup>,

1) a. a. O. S. 3.

„welche zur Erkennung der inneren seelischen Vorgänge dienen, gebührt den unwillkürlichen Ausdruckserscheinungen in gewisser Beziehung der Vorrang vor den willkürlichen; letztere sind gar zu häufig vieldeutig, erstere trügen den Kenner nie.“

Die Schrift ungebildeter und damit wenig schriftgewandter Leute nun trägt eben dieses Stigma des Willkürlichen ganz vorzugsweise an sich. Indem sie gezwungen sind, auf die Buchstabenformen mit erhöhter, oft ausschliesslicher Aufmerksamkeit zu achten, erhält ihre Schrift ganz unvermeidlich ein willkürlicheres, befangeneres Gepräge als bei den Geübteren.

Als wenig oder garnicht gebildet müssen aber auch die Schwachsinnigen verschiedenen Grades gelten, mit denen wir uns befassen wollen. Die Forderung, hauptsächlich ganz unbefangen verfasste Schriftstücke zur graphologischen Prüfung heranzuziehen, bleibt hier also nur in beschränktem Masse erfüllbar. Selbst vertrauliche Briefe, Notizen und dergleichen müssen, gemäss jenen Voraussetzungen, ein ziemlich willkürliches Gepräge aufweisen, da die mangelnde oder geringe Bildung eben ein dauernder Zustand ist und auch bei grösster anfänglicher Unbefangenheit sich nicht ausschalten lässt. Hierzu kommt schliesslich noch, dass viele Schwachsinnige überhaupt spontan nicht zu schreiben pflegen: sie lieben diese Beschäftigungsart schon wegen der damit unweigerlich verbundenen geistigen Anstrengung nicht, so dass von ihnen — wenn überhaupt welche — nur ausdrücklich verlangte Proben zu haben sind.

Ein wenig ausgleichend wirkt freilich die Tatsache, dass vielfach gerade ihr Schwachsinn zum Mittler unbefangeneren Schreibens wird, indem sie nicht imstande sind, sich über die kritische Bedeutung des zu liefernden Schriftstückes klar zu werden und daher oft nicht so schnell ihre Unbefangenheit einbüssen als die Gesunden.

Auf ein so reichhaltiges und vielseitiges Material wie bei Gesunden kann also bei Schwachsinnigen gemeinhin nicht gerechnet werden. Und auch die Forderung der exakten Graphologen, zur Prüfung möglichst mehrere Schriftstücke „von charakteristisch verschiedener Herkunftsgattung“<sup>1)</sup> heranzuziehen, wird nur selten Erfüllung finden können.

Trotz jener einengenden, das Urteil erschwerenden Voraussetzungen werden aber, wie wir sehen werden, allerlei Schlüsse aus unserem Material zu ziehen sein. Gibt doch auch der gewollte Duktus einer

1) Klages, Die Probleme der Graphologie. S. 13. So wird meist verlangt: a) ein vertraulicher Brief, b) ein offizielles Schriftstück, c) intime Notizen. Je mehr Material, je verschiedener Umstände und Stimmung, in der es geschrieben, umso besser.

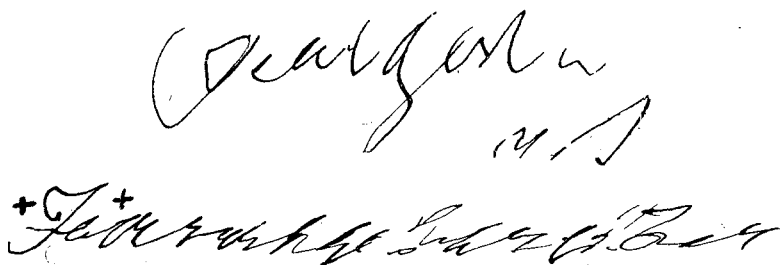


Schrift deutliche Aufklärung über gewisse Strebungen, also Eigenschaften des Schreibers! —

Wir wollen nun zunächst die Schriften einer Reihe von Schwachsinnigen in sinnvoller Staffe lung vorführen und absprechen. Dabei wird neben der rein-analytischen Betrachtung, einerseits auf die graphologische Deutung der Schriftcharaktere — im Anschluss an die auf S. 105, Fussnote 1) genannten Autoren —, andererseits auf die jeweiligen klinisch-physiognomischen Verhältnisse einzugehen sein.

Die tiefstehenden Idioten besitzen überhaupt keine Handschrift. Im Chaos der tiefsten Verblödung ist weder von einem eigentlichen „Charakter“ die Rede, noch reicht die Fähigkeit zur Erlernung des Schreibens aus. Ein ohnmächtiges Gehirn erzeugt so komplizierte Gebilde nicht.

Nicht viel höher stehen die Schreiber der hier folgenden Schriftproben 1 und 2.



Schriftprobe 1 und 2.

Bei Nr. 1 handelt es sich um einen 60jährigen Seilermeister, der seit 30 Jahren geisteskrank und jetzt völlig verblödet ist. Bei Nr. 2 um einen seit 33 Jahren kranken, jetzt ebenfalls ganz blöden 61jährigen Knecht.

Beide Patienten haben zu Anfang an Verfolgungsideen gelitten und waren ziemlich aggressiv gegen ihre Umgebung. Jetzt sitzen sie seit Jahren den ganzen Tag mit völlig stumpfem Gesichtsausdruck bei einander im Tagesraum, müssen zu jedem Wechsel der Situation angehalten werden und reden so gut wie gar nicht.

Ein irgendwie gearteter „Charakter“ tritt bei ihnen nicht mehr in die Erscheinung. Sie essen, trinken und schlafen, murmeln konfus und unverständlich vor sich hin und sind nur noch zu primitivster Tätigkeit zu verwenden, die sie — einmal an ihren Platz gestellt — mechanisch, nach Art einer Maschine, erledigen: Fall 1 fegt, Fall 2 bohrt.

Interessant ist nun die Schriftbetrachtung. In beiden Fällen handelt es sich um das Rudiment einer ziemlich grossen, unharmonischen Schrift — bei Ungebildeten keine seltene Erscheinung —, womit natürlich nicht

gesagt ist, dass sie immer und auch in gesunden Zeiten gross gewesen. Mangels Proben aus früherer Zeit lässt sich hier aber ein Vergleich nicht anstellen.

Beide Proben stellen den auf Aufforderung geschriebenen Familiennamen dar, der erfahrungsgemäss am festesten haftet und daher auch von sehr Dementen verhältnismässig am leichtesten reproduziert wird. Zu weiteren Schriftäusserungen waren beide Kranke denn auch nicht zu bewegen.

In Probe 1 lautet der Familienname „Gasmus“.

Die Niederschrift macht einen unsicheren ataktischen Eindruck und ist ziemlich diskontinuierlich: fast jedes Buchstabengebilde steht für sich. Die Richtung der Namenszeile steigt an. Der Neigungswinkel wechselt zwischen 55 und 65°, involviert also eine mittlere Rechtschrägschrift. Die Kleinbuchstaben oder, was dafür gelten soll, sind ganz unregelmässig und verschieden gross. Der Schreibdruck scheint ziemlich gering.

Sieht man von dem völlig unzureichenden Charakter der ganzen Probe ab und bringt graphologische Erfahrungen zur Anwendung, so würde sich aus diesen wenigen Feststellungen auf einen ganz ungeordneten, inkohärenten, von eigener Initiative freien, dabei aber seines Lebens frohen Geist schliessen lassen, eine Zusammenstellung, die ja an sich bereits einen gewissen Schwachsinn einschliesst.

Nun zur Einzelbeobachtung.

Wir sehen da ein kleines g von ziemlich eckigem Körper und weit offener, mit hemmungslosem Schwunge nach oben ausgezogener Unterlänge. Es folgt ein Gebilde, das einem schleifenlosen oder verschliffenen e ähnelt, sich aber bei genauerer Betrachtung als der Anfangsteil eines begonnenen und nicht zu Ende geführten a herausstellt. Der innere Impuls, dieses zum Namen gehörige a zu schreiben, war offenbar nicht stark genug, um den Buchstaben zur Vollendung zu bringen; er wird wiederholt und führt nun erst zur einwandfreien Fertigstellung des a.

Diesem folgt dann an 3. bzw. 4. Stelle ein undeutliches Gebilde, das wohl für s anzusprechen ist.

Es hätten nun als Schlussbuchstaben: m, u, s sich anfügen. Statt dessen folgt ein g, sodann wiederum der Anfangsteil eines a und schliesslich abermals ein s. Die erste Silbe des Namens wird also wiederholt und zum Schluss ein paar undeutbare Kritzel angefügt, die nur sehr entfernte Ähnlichkeit mit einem nach der ersten Hebung abgeteilten m besitzen.

Die psychologische Erklärung des ganzen Vorganges liegt nahe. Die Betonung des Namens liegt auf der ersten Silbe, dem „gas“; die Folge ist, dass diese sich dem Inhaber schärfer eingeprägt hat als die tonlose zweite Silbe. Der an und für sich schwache Impuls, den ganzen Namen

zu schreiben, reichte nur eben zur Reproduktion der ersten Silbe hin und blieb an dieser dann kleben.

Unwillkürlich denkt man dabei an die Art, wie der Kranke sich beschäftigt und bewegt: wo er steht, da steht er; was ihm in die Hand gegeben wird, das macht er und bleibt dabei, ohne von selbst zu einer anderen Tätigkeit überzugehen. Wie die ganze Geberdensprache, so zeigt also auch die Schrift des Kranken Andeutungen des bei Schwachsinnigen nicht seltenen perseverierenden Automatismus.

Die unvollkommene Art, wie die Silbe „gas“ wiederholt wird, entspricht durchaus dem zuerst von Gg. Meyer formulierten graphologischen Gesetze von der periodischen Aufmerksamkeitsschwankung, nach welchem die Aufmerksamkeit nach dem Wortende zu geringer wird. Nur bei grösstmöglicher Konzentration seiner Aufmerksamkeit vermag Gasmus, für den schon der Akt an sich eine Anstrengung bedeutet, selbst nur die erste Silbe richtig zu schreiben. Die Wiederholung fällt bereits fehlerhaft aus.

Wahrscheinlich ist auch der ganze Schreibvorgang dadurch erschwert, dass die Schrifterinnerungsbilder im Schwachsinn ihre ursprüngliche scharfe Prägung verlieren und erst mühsam geweckt und gestärkt werden müssen, soweit das noch möglich. Das Kleben und Haften an einem engen Kreis von Impulsen tritt alsdann etwa an die Stelle grösserer Extensität des Handelns. Der Kranke wiederholt sich, weil er sozusagen nicht weiter kann. Das Haften ist ein Zeichen der durch Impulsschwäche und mangelhafte Unterlage psychischer Elemente bedingten Hemmung.

Noch weniger ergiebig, doch immerhin lehrreich, ist Probe 2.

Die Ataxie ist hier entschieden geringer. Dafür zeigen die ersten Buchstaben eine Art grobschlägigen Tremors. Die letzten Zeichen bilden ein unverständliches Gekritzeln. Die Schriftlage ist ausgesprochen schräg — Neigungswinkel  $40^{\circ}$  und weniger — und zeigt nicht die Schwankungen von i.

Der Bindungsgrad ist auch hier gering. Die allein deutlich erkennbaren ersten 3 Buchstaben sind unter jedesmaligem Absetzen der Feder geschrieben, wie die genaue Betrachtung ergibt (vgl. die durch Kreuze bezeichneten Stellen).

Die Zeilenrichtung schwankt, sie sinkt bis zur Mitte der Probe, um sodann etwas zu steigen.

Will man mit demselben Vorbehalt wie bei Nr. 1 hieraus Schlüsse ziehen, so wäre auch hier ein ungeordneter, unbeholfener und schwerfälliger Geist anzunehmen, dessen Stimmung freilich nicht ganz dieselbe Gleichmässigkeit zeigt wie Nr. 1.

Interessant ist wiederum die nähere Betrachtung der Einzelbuchstaben. Sie sind durchweg in schulmässiger Form gehalten. Der Kranke heisst „Jacobs“ und will diesen Namen schreiben.

Dem gut erkennbaren J folgt ein a, das sodann — ähnlich den Verhältnissen von Nr. 1 — in etwas grösserer Ausführung wiederholt wird. Auch hier also die innere Schwierigkeit, von der einen Zielvorstellung: a zu der nächsten: c überzugehen und sie in zweckhafte Muskelbewegung, d. h. Schrift umzusetzen. Mit dem zweiten a erlischt diese Zielvorstellung hier bereits. Die Buchstabengebilde, die sich anschliessen, sind schwer deutbar. Mit dem Namen haben sie jedenfalls nichts mehr zu tun. Anscheinend liegt eine gewisse Aehnlichkeit der ersten 3 Fremdgebilde mit einem kleinen römischen r und der nächsten beiden mit einem h vor. Doch bleibt es fraglich, ob der Schreiber wirklich an diese Buchstaben gedacht hat.

Auffallend ist nun folgende Tatsache: Die im Bereiche der 3 ersten — befohlenen und gewollten — Buchstaben herrschende Unverbundenheit<sup>1)</sup> geht im Bereiche der nicht befohlenen Gebilde in einen merklich höheren Verbundenheitsgrad über. Wie ist das zu erklären?

Der Verbundenheitsgrad gehört graphologisch zu den wesentlichsten und konstantesten (und daher bei verstellter Schrift verräterischsten) Merkmalen einer Handschrift. Wie wir wissen, steht er in enger Beziehung zur jeweiligen Entwicklung gewisser Verstandesfunktionen. Die verbundene Schrift geht, wie von Michon empirisch gefunden und zuerst von Preyer ausführlich erklärt ist<sup>2)</sup>, auf kettenförmiges Aneinanderreihen der Gedanken, also auf logisch-deduktives Denken zurück, die unverbundene Schrift dagegen auf mehr unvermitteltes Ueberspringen von einem Gedanken zu einem scheinbar ziemlich entfernten anderen, also auf das sogenannte intuitive, besser induktive Denken.

Dies führt auch Meyer in seinem Werke einleuchtend aus. „Der deduktiv Schreibende,“ sagt Schneidemühl, „ist gewöhnt, die auf ihn wirkenden Vorgänge, die ihn beschäftigenden Dinge mehr im Zusammenhange, mehr in ihrer Beziehung zu anderen ähnlichen oder damit in Verbindung stehenden Vorkommnissen zu betrachten.“ Die Fähigkeit zur Abstraktion, die exakt wissenschaftliche Art des Denkens ist es

1) Trotz der von a zu a erhaltenen Kontinuität der Linie muss von Unverbundenheit gesprochen werden, da die Feder, wie deutlich zu sehen, ab- und wieder ansetzt.

2) Preyer meint, „dass der psychische Mechanismus der Begriffsbildung durch nichts anderes so klar veranschaulicht werden könne, wie durch die Trennung und Verbindung der Buchstaben beim Schreiben. Der Schreibende setze die Buchstaben entweder bewusst logisch in einem Zuge zu dem Wort zusammen, oder er setze sie ohne Verbindung einfach nebeneinander, und die Verknüpfung finde unter der Schwelle des Bewusstseins statt. Diese verschiedene Art der Schriftzeichenverbindung sei nur eine Teilerscheinung der individuellen Art der Gedankenverbindung überhaupt.“

also, die Schneidemühl mit dieser Schrifteigenheit in Verbindung bringt; und auch Klages äussert einen verwandten Gesichtspunkt, indem er den Satz aufstellt: „Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Kontinuität, mit ihrer Bindung die Diskontinuität der Funktionen.“

Gerade diese Klages'sche Formulierung kann unserem Erklärungsbedürfnis am promptesten dienen. Je grösser im Verhältnis die geistige Anstrengung, je höher die innere Spannung ist, mit welcher der Kranke schreibt, um so diskontinuierlicher wird die Schrift werden. Je geringer geistige Anstrengung und Gespanntheit werden, um so kontinuierlicher wird jene ausfallen.

Nun ist aber die Spannung naturgemäss da am grössten, wo die grössten Widerstände zu überwinden sind, wo es immer erneuter Willensimpulse bedarf, um das befohlene Ziel zu erreichen. Diese Bedingung trifft aber für die Niederschrift der ersten 3 Buchstaben zu. Der schon sehr blöde Kranke soll Buchstaben schreiben und damit eine Arbeit leisten, die für ihn etwas ganz anderes bedeutet als für den Gesunden. Immer neue Impulse müssen die den entsprechenden Muskelgruppen vorgesetzten Zentren anregen, immer von neuem muss die Willenskraft angespannt werden.

So markiert sich denn jedes Abklingen eines Impulses durch ein Absetzen, jedes Anklingen durch ein Ansetzen der Feder, und jedes Haften an einem Buchstaben oder Buchstabenteil bedeutet ein Ausruhen der lahmen Psyche im mühsam gebahnten Geleise. Auch der Anfangstremor ist als Lähmungszeichen aufzufassen, das völligem psychomotorischen Versagen voraufgeht. Dass die Hand bei einer schwierigen und ungewohnten Arbeit, insbesondere im Zustande der Ermüdung zittert, wissen wir ja aus der Praxis des täglichen Lebens zur Genüge.

Um die Erreichung des vollen Zieles zu ermöglichen, ist die organische Hirnchwäche im vorliegenden Falle also entschieden zu gross. Sei es nun, dass die Hirnsubstanz die entsprechende hochdifferenzierte Triebkraft nicht mehr zu erzeugen vermag, sei es, dass die weiteren Buchstabenbilder durch den chronischen Krankheitsprozess ausgelöscht, eliminiert sind, — genug, die richtige Buchstabenfolge hört mit dem zweiten a auf, die Spannung des Gehirns löst sich in anfangs noch buchstabenähnlichem, dann ganz sinnlosem Gekritzeln. Und damit ist auch die nach dem zweiten a einsetzende Schriftzeichenkontinuität genügend erklärt: das Gehirn ist entlastet, es leistet hier keine bewegungsverkettende Denkarbeit mehr<sup>1)</sup>.

---

1) Von Interesse ist, dass der Patient nach der Niederschrift nicht mehr imstande ist, diese korrekt abzulesen. Er liest: „Wilhelm Frank an der Weser“.

Selbstverständlich kann aber auch von einer intuitiven (induktiven) Denkfähigkeit bei unseren obigen beiden Blöden nicht die Rede sein. Mit dem Fehlen der Deduktion ist noch keineswegs der Geisteszustand gegeben, welcher der Induktion, d. h. einer sprunghafteren, mehr aus dem Unterbewusstsein gespeisten — wie manche sagen: gefühlsmässigeren — Gedankentätigkeit entspricht.

Die in Probe 2 nach dem dritten Buchstaben einsetzende Schriftgebundenheit entspringt ja nicht einem Geistesleben irgendwie normaler Beschaffenheit, sondern ist vielmehr auf dem Boden eines Psyherudiments, einer Insuffizienz erwachsen. Und ebenso kann auch der Begriff „induktiv“ hier, mangels jeder seelischen Tiefe, höchstens als unmittelbarer Ausdruck eines psychomotorischen Gegensatzes Anwendung finden.

Wir wollen nun versuchen, an der Hand weiterer Proben Wesen und Wertung aller dieser Funktionen schärfer herauszuarbeiten. Speziell interessieren uns die Fragen, ob auch bei geringeren Schwachsinnsgaden (als 1 und 2) Erscheinungen von Diskontinuität, Tremor und Graphoautomatismus vorkommen.

Bei der Schriftprobe  
 von dem Wirt  
 bittet die Frau den Mann  
 um ein Obsequium den Leuten  
 der Oberen der Leuten  
 der zu den Leuten  
 von der Frau der Leuten  
 der Frau der Leuten

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8

Zunächst bringen wir hier in Probe 3 die nicht viel höher stehende Handschrift einer 42jährigen, ab ovo idiotischen Hofgängerin Mina St. Sie hat in der Familie allerlei paranoide und halluzinatorische Phasen durchgemacht, zuweilen auch an Angstzuständen gelitten. In der Anstalt war sie anfangs zeitweilig verwirrt und bettlägerig. Sehr bald jedoch klärte sich das Sensorium so weit, dass sie aufstehen und an den inneren Arbeiten der Krankenabteilung teilnehmen konnte. Doch ist sie nur zu primitiver Beschäftigung, wie Kartoffelschälen, Rübenputzen u. dgl. verwendbar. Sie ist von neidischem, launischem und störrischem Wesen und neigt bisweilen zu Diebereien. Ihre Sprechweise ist ungewandt, lückenhaft; ihr Gang langsam, schwerfällig, schiebend. Oft zeigt sie eine Art katzenfreundliches Lächeln. Der Schwachsinn ist hochgradig.

Aus diesem Stadium der Erholung stammt vorliegende, bei möglichster Gemütsruhe aufgenommene Schriftprobe 3, — die im Gegensatz zu Zahl 1 und 2 — immerhin als Anfang einer Handschrift zu bezeichnen ist. Benutzt wurde ein gewöhnlicher Briefbogen.

Wir sehen eine ziemlich grosse, unsichere, sehr druckschwache Schrift, die sich ganz ungleichmässig über den Raum verteilt. Kein wesentlicher Strichbreitenunterschied. Die Randbreite verringert sich nach unten hin. Der Zeilen- und Wörterabstand wechselt sehr, ebenso die Buchstabengrösse. Weniger die Zeilenrichtung, die überwiegend — besonders in den unteren Zeilen — nach abwärts gerichtet ist. Neigungswinkel 60 Grad oder ein wenig darüber. Abgesehen von dem Punkte nach Wort i, Zeile 3, keine Interpunktionszeichen.

Die Bildung der Einzelbuchstaben ist wesentlich schulmässig, die Majuskeln nicht auffällig gross, die Schrift im ganzen eckig. Durchweg zeigt sie einen grobschlägigen Tremor, der vielfach zu Knickungen der Buchstaben führt. Bis auf einzelne Buchstaben und die noch zu erörternden Unregelmässigkeiten ist sie jedoch ganz gut leserlich. Die Oberlängen sind etwas besser entwickelt als die Unterlängen. Die i-Punkte und u-Haken fast sämtlich etwas vor den üblichen Fleck gesetzt.

Fast zu jedem neuen Buchstaben wurde die Feder neu angesetzt (vergl. die durch Kreuze angedeuteten Stellen in Zeile 1 und 2 und andere), zuweilen sogar mehrfach innerhalb eines und desselben Buchstabens (vergl. das t in Zeile 3, Wort 2; das H in Zeile 6, Wort 1; das b im vorletzten Wort, Zeile 5). Die Diskontinuität (oder besser: Getrenntheit), wie wir sie verstehen, d. h. die funktionelle Getrenntheit ist also sehr gross.

Gehen wir nun zu den einzelnen Worten über. Die Kranke selbst liest sie folgendermassen vor: „Bei Herrn Jöst Kölpin zu Hofe gegangen. Ich bitte Mine St. nach Hause zu lassen. Ich bin schon gesund, wieder arbeiten kann. Herr Oberarzt erlaubt mir bitte nach Hause zu reisen. Ich danke dem Herrn Arzt, dass er mich gesund gemacht und in den Garten gelassen“.

Wir sahen bereits, dass die wirkliche Niederschrift dem nicht entspricht. Vielmehr lesen wir etwa das Folgende: „Bei Her Jäst köp un bin wite gut bitt.

thuse denn bin un gut wir Arbeiten den bitte Her Ober Orz bitte nag Huse zu lasen biitte mi in Jate geelasen das sgon bäse dake“.

Zunächst sind hier also eine ganze Reihe von Wörtern ausgelassen, deren Fehlen das Verständnis mehr oder weniger erschwert. So drei Buchstaben in „Kölpin“, zwei in „bästen“, so das o nach dem t in „tohuse“ (= plattdeutsch: zu Hause) oder das in „Otz“ (soll heissen Arzt = Arzt).

Vieles ist, gleichsam in Unkenntnis der richtigen Schreibweise, einfach in Anlehnung an den Sprachklang geschrieben, so z. B. „wite“ und „wir“ für „wieder“, „Abeiten“ für „Arbeiten“<sup>1)</sup>, „Her“ für „Herr“.

Manches wurde direkt dem Plattdeutschen entlehnt, so die Wörter mi = mich, huse = Hause, Jare = Garten. Anderes ist durch den Sinn des Satzes verständlich, so das drittletzte Wort „sgon“, das „sage“ bedeuten soll, oder das zweitletzte „bäse“ für „beste“.

Bei genauer Prüfung findet sich hier die Erscheinung des Haftens am Worte oder Buchstaben: das zweite, ganz zusammenhanglos gesetzte „un“ ist offenbar ein Nachklang des ersten, und das erste „bitt. thuse“ findet seine wörtliche Wiederholung in dem „bitte nag Huse“. Das Wort „bitte“ kehrt sogar im ganzen viermal wieder (Zeilen 3, 4, 5, 6).

Buchstabenwiederholungen finden sich in Zeile 6, 7 und 8. Vielleicht ist bereits in „lasen“ das kleine Gebilde zwischen a und s als unvollkommene Wiederholung des a aufzufassen. Deutlicher ist die dreimalige Wiederholung des i in „bitte“ (Zeile 6), wobei freilich einmal der i-Punkt weggelassen ist. Auch das e im letzten Wort der Zeile 7 ist in unvollkommener Weise wiederholt. Am interessantesten ist aber das merkwürdige zweite Wortgebilde der letzten Zeile. Möglicherweise hat die Kranke nach dem s das erforderliche a schreiben wollen, es dann aber infolge seiner Ähnlichkeit mit den Anfangszügen das g vergessen und den Buchstaben sogleich zum g ausgebaut. Der nächste Buchstabe ist dann, wie der Augenschein lehrt, eine deutliche Wiederholung des Anfangsteiles des g.

Würdigen wir diesen, wie wir sahen, ziemlich mannigfaltigen Befund nun kritisch, so ist die Form der einzelnen Buchstaben entschieden nichts als eine unvollkommene Wiedergabe der vorgeschriebenen Schulschrift und zu irgendwelchen tieferen psychologischen Schlüssen kaum zu verwerten. Dies höchstens insofern, als diese, aller Mühe zum Trotz<sup>2)</sup> resultierende Unvollkommenheit der Wiedergabe bei einer erwachsenen Schreiberin schon an sich ein gewisse geistige Schwäche zu involvieren scheint.

Diese Vermutung bestätigt sich, wenn wir den oben gedeuteten Tremor, die sinnentstellenden Auslassungen, die Falschsetzungen

1) In Mecklenburg wird das „r“ verschliffen.

2) Auf ständige Aufmerksamkeit und Willensanspannung deuten graphologisch u. a. die der Grundstrich-Verlängerung vorangesetzten i-Punkte und u-Haken.



und Wiederholungen in Rechnung ziehen. Auch die regellos ungleichmässige Verteilung der Schrift über den Raum lässt eine ordnende Intelligenz durchaus vermissen.

Die in der grossen Getrenntheit (Diskontinuität), im Tremor und in der mangelhaften Ausführung der Unterlängen<sup>1)</sup> zu Tage tretende Schwäche des psychomotorischen Antriebes drückt sich ferner in der bemerkenswerten Druckschwäche der Schrift aus; und dem — wohl mehr unbewussten — Gefühl dieser Insuffizienz entspricht die depressive Grundstimmung<sup>2)</sup>, aus welcher heraus die Schriftprobe verfasst ist.

Die grosse Urteilsschwäche der Schreiberin ergibt sich übrigens auch aus dem Inhalt ihrer Zeilen: sie möchte nach Hause, weil sie „wieder gut“ sei. Dass sie den Ansprüchen des Aussenlebens nicht genügt, bleibt ihr unbegreiflich. Und auch ihr auf Beeinträchtigungsfühlen fussendes, launisch-störrisches Wesen geht letzten Grundes auf die kardinale geistige Schwäche zurück, die sie nicht befähigt, sich selbst und ihre Beziehungen zur Umwelt im rechten Lichte zu sehen.

In Probe 4 haben wir den 42jährigen Eigentümerssohn H. W. vor uns, der Volksschulbildung erhalten und als Stellmacher gelernt hat. Nicht Soldat geworden wegen Herzfehlers. Bereits in der Jugend erkrankt.

Patient wurde still, in sich zurückgezogen, arbeitete nicht mehr, zuweilen aggressiv. Jetzt recht blöder Eindruck. Katatoniker mit typischen Automatismen und Stereotypien. W. singt beispielsweise immer dieselbe simple Tonfolge, neigt den Oberkörper stundenlang hin und her, streckt die Hände in eigentümlicher Haltung vor und dergleichen mehr. *Flexibilitas cerea*. Meist steht oder sitzt der Kranke stuporös, stumpf und gehemmt, in gebeugter Haltung im Saal. Mienenspiel so gut wie erloschen. Maskenartiger Gesichtsausdruck. Gang langsam, stockend. Sehnenreflexe schwach, leichter Fussklonus links.

Eine genaue Untersuchung des geistigen Besitzstandes ist bei der völligen Gleichgiltigkeit und Passivität des Kranken nicht möglich. Doch dürfte an der Diagnose „vorgeschrittener Schwachsinn“ kein Zweifel bestehen. Patient muss oft zum Essen angehalten und gewaschen werden. Auch wird er vom Personal angezogen und regelmässig auf den Abort geführt. Zuweilen nässt er ein.

In der auf Anordnung geschriebenen Probe 4 (gewöhnlicher Briefbogen) haben wir eine sehr schwerfällige, eckige, druckreiche und einigermaßen steile Schrift: Neigungswinkel durchschnittlich 60–70 Grad. Die Zeilenrichtung steigt im ganzen an. Die Wörter in den Zeilen stehen dicht gedrängt. Der Rand verschmälert sich nach unten. Interpunktion ist — abgesehen von einem

---

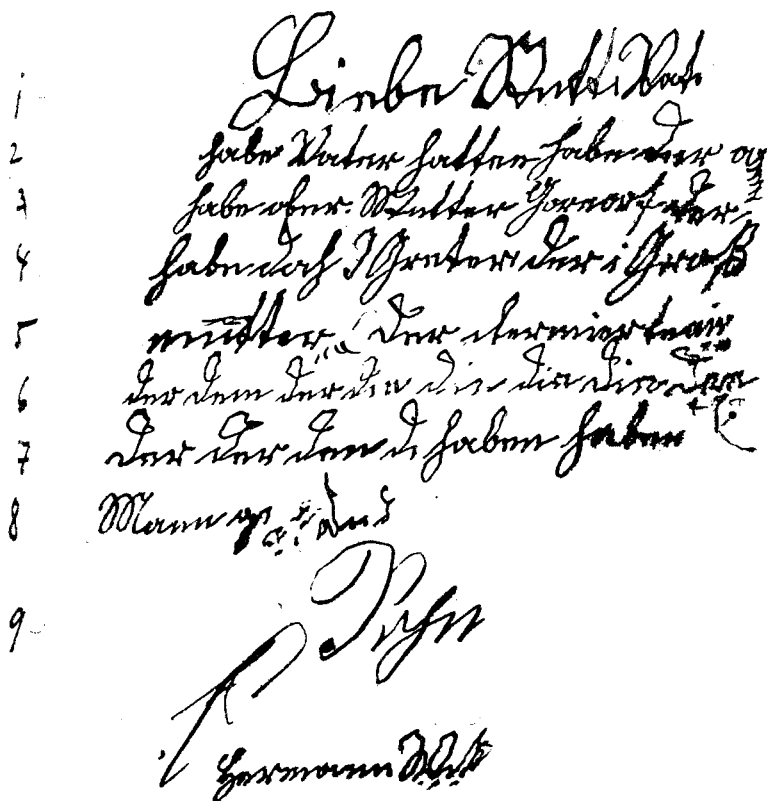
1) Die für die erste Buchstabenhälfte einigermaßen hinreichende Triebkraft versagt bei der zweiten.

2) Vorwiegend sinkende Wort- und Zeilenrichtung.

ganz sinnlos gesetzten Punkt in Zeile 3 — gar nicht vorhanden. Mehrfach ist der Wortlaut durch allerlei seltsame Schnörkel und Striche unterbrochen, so am Ende von Zeile 2, ferner in Zeilen 5, 6 und 8.

Fast sämtliche Buchstaben weisen einen grossschlägigen, hie und da ataktisch anmutenden Tremor auf. Die gebogene, zuweilen gar geknickte Linie herrscht vor. Fast nirgends findet sich ein gerade durchgezogener Grund- oder Haarstrich.

Die Buchstaben sind überwiegend schulgerecht und ziemlich regelmässig geformt. Ober- und Unterlängen gut entwickelt. Die Köpfe der kleinen



Schriftprobe 4.

d sind öfters — vgl. besonders Zeile 5 und 6 — linksläufig zurückgeworfen. Linksläufig sind auch die Schluss Schleifen der ganz eigenartig geformten M in Zeile 1 und 3. Die Grossbuchstaben in Anrede und Unterschrift sind übergross und weichen zum Teil in besonderer bizarrer Weise von der Schulvorlage ab (das bereits erwähnte M, ferner das S in „Sohn“).

Die Getrenntheit der Schrift ist geringer als in den vorigen Proben, das kleine e regelmässig in zwei Absätzen geschrieben. Die i-Punkte sind meist genau gesetzt, nur in Zeile 5 einmal und in der Unterschrift weggelassen. Der u-Haken fehlt im zweiten Wort und in Zeile 3.

Versuchen wir nun die Entzifferung, so lesen wir

etwa: „Biebe Mutt Vat

Habe Vater hatten habe der a (Schnörkel) habe

ober . Mutter Goreorf der habe doch J Greter

der i Grossmutter der itermier teau der dem

der die die die die den der der den d haben

haben Mann g de d

Sohn

E

Hermann W (Name)

Wir haben hier also den richtigen katatonen Wortsalat, in welchem ausser Anrede und Unterschrift dem Leser so ziemlich alles unverständlich und bar jeden Sinnes erscheint. Es ist damit natürlich nicht gesagt, dass der Schreiber selbst seinen Buchstaben nicht einen gewissen Sinn unterlegt. Dieser Sinn ist dann aber nur ihm verständlich und entbehrt jedenfalls der Fähigkeit, sich in allgemeinverständliche Formen zu kleiden. Was in dieser Schrift also als vorzugsweise krankhaft verändert zutage tritt, das ist möglicherweise das Ausdrucksvermögen, von dem man auf die geistige Gesamtpersönlichkeit nur in derselben vorsichtigen Weise Rückschlüsse machen darf wie etwa aus dem Gesichtsausdruck.

Die Grundelemente der vorliegenden Handschrift sind freilich nicht allzu schwer verständlich.

Es ist ein Gesetz, dass in den Handschriften Gesunder die Zwanglosigkeit, also spannungslose Natürlichkeit nach dem Wort- und Zeilenende zu wächst. Will man dem Wesen einer Schrift auf die Spur kommen, so hat man also ganz wesentlich auf diese Teile zu achten. Was finden wir da nun in unserem Falle?

Zunächst trägt die ganze Schrift das Gepräge einer ziemlich grossen Spannung. Selbst wenn man von der Eckigkeit<sup>1)</sup>, als vielleicht schulmässig bedingt, absieht, so haben wir in der Druckstärke, der Enge, der gelegentlich zu Sinistrogryrität<sup>2)</sup> gesteigerten Steile der Schrift die unverkennbaren Zeichen dieser erhöhten Spannung; und das Bild wird noch deutlicher, wenn wir die Neigungswinkelunterschiede im Verlaufe der einzelnen Wörter betrachten. Fast durchweg ist näm-

1) Die in der Regel als Spannungssymptom zu gelten hat.

2) Linksläufigkeit.

lich der Neigungswinkel am Anfang der Wörter geringer als im Verlaufe und am Ende. Beträgt er z. B. im Anfangs-L, im ersten Teil des M (Wort 2), im V (Wort 3), im G (Zeile 4, Wort 4) etwa 50 Grad, so steigt er bereits in den nächsten Buchstaben bis auf 70<sup>1)</sup>, 75<sup>2)</sup>, 80<sup>3)</sup>, ja 90<sup>4)</sup> Grad, also ganz beträchtlich. In einzelnen Fällen wird gar Linksschrägheit erreicht<sup>5)</sup>. Manchmal schliesst sich diese Linksschrägheit selbst unmittelbar an einen rechtsläufigen Buchstaben an<sup>6)</sup> und wird dadurch noch auffälliger.

Diese Erscheinung, das Steigen des Neigungswinkels, tritt übrigens nicht nur innerhalb der einzelnen Worte hervor; es beherrscht auch den Rhythmus der Zeilen. Man beachte z. B. den bis zur Linksläufigkeit steigenden Neigungswinkel der d in Zeile 6 oder den ähnlichen Vorgang in Zeile 8.

Wir finden also, dass das oben formulierte Gesetz in der vorliegenden Handschrift geradezu ins Gegenteil verkehrt ist: — nicht die Lösung und Entspannung der psychomotorischen Kraft wächst im Ablauf des jeweiligen Schreibvorganges, sondern — umgekehrt — die Spannung und Bindung. Wie etwa ein durch einmaligen Impuls getriebener Eisenbahnwagen schliesslich durch Reibungswiderstand von Schienen und Luft gehemmt, unweigerlich zum Stillstand kommt, bis etwa ein neuer Impuls erfolgt, so wird auch der Ablauf der Schreibbewegung mit jedem Buchstaben stärker gehemmt, bis zum Stillstand.

Dieser — zuweilen recht plötzlich einsetzende — Stillstand findet besonders markanten Ausdruck in den knappen, gleichsam abschliessenden, gegenläufigen Endstrichen von Wort 2 und 3, die den Schreibvorgang kurzerhand mitten im Wort unterbrechen und nicht eben die Verständlichkeit des Textes erhöhen. Ein solcher, symbolisch anmutender Endstrich findet sich auch bei „Greter“ in Zeile 4, und auch die oben erwähnten eigentümlichen Strich- und Punktgebilde sind vielleicht als eine Art Verlegenheitsabschluss zu deuten — letzte stammelnde Anstrengungen der Feder, der hereinbrechenden Totalhemmung Herr zu werden.

Ein besonders schönes Beispiel haben wir aber im M von Zeile 1 und im S von Zeile 9 vor uns. Der zweite Grundstrich dieses M wurde

1) z. B. im ersten t, Wort 2.

2) z. B. im t, Zeile 4, Wort 4.

3) z. B. im t, Wort 3, und im zweiten t, Wort 2.

4) z. B. im ersten Grundstrich des ersten und zweiten e.

5) So in der Schlusschleife des ersten Buchstabens oder im Schlussstrich des zweiten Wortes.

6) Vgl. 5).

gleich im Entstehen gehemmt, so dass der ganze Buchstabe eher einem St gleicht als einem M; und im S setzte die Hemmung in dem Moment ein, als der scharf rechtsläufige lange Haarstrich begonnen werden sollte: der knäuelartige Knoten markiert die Stelle.

Wir haben in dieser Schriftprobe also ein schönes Beispiel für den Kampf des Willens mit intrapsychischen, wohl dem Gebiete pathologischer Hemmung zuzurechnenden Schwierigkeiten, deren übermächtige Gegenwirkung sich auch in Tremor und Ataxie offenbart. Die Wiederholungserscheinungen, die ganz den oben geschilderten Bewegungsautomatismen des Kranken entsprechen und ihnen gleich zu bewerten sind, sind hier noch ausgeprägter als in den früheren Proben, wie denn die psychomotorische Kraft an sich noch stärker ist.

Die harte, aber zuversichtliche, wohl einem ursprünglich energischen Charakter entspringende Arbeit dieser Kraft gegen die entgegenstehenden Schwierigkeiten drückt sich klar in der aufsteigenden Zeilenrichtung aus<sup>1)</sup>. Und ebenso wie die psychomotorische Triebkraft noch stärker, scheint auf den ersten Blick die Dissoziation der geistigen Elemente in diesem jüngeren Krankheitsfall noch nicht so weit vorgeschritten wie in 1—3. Dafür spricht anscheinend die grössere Verbundenheit der Schrift.

Diesen Widerspruch werden wir bei der Besprechung der nächsten Schriftprobe zu erklären suchen. Denn um einen Widerspruch handelt es sich, indem nämlich ein nicht unerheblicher Grad von psychischer Zerstörung hier zweifellos vorliegt. Das geht klar genug aus den zahllosen Auslassungen von Wörtern und Buchstaben hervor, die einen gedanklichen Zusammenhang des Schriftstückes ebensowenig mehr erkennen lassen wie etwa die Steine eines Mosaikgemäldes, aus dem wichtige Teile entnommen sind. Anrede und Unterschrift, die gewissermassen den Rahmen dieses Gemäldes bilden, verraten allein noch die Absicht des Schreibers. Was es sonst enthält, das ist — sit venia verbo! — graphisches Gestotter. Es entspricht, um ein veranschaulichendes Bild zu gebrauchen, dem Bindegewebe, das bei gewissen Entartungsprozessen an die Stelle hochdifferenzierter Organgewebe tritt.

Im übrigen geht der hohe Hemmungsgrad, unter dem die Probe verfasst ist, auch aus der Zeitdauer hervor, welche die Niederschrift in Anspruch nahm: der Kranke brauchte dazu eine halbe Stunde! —

Wir bringen nun als 5. Probe einen Fall, der nicht nur zweifellos in diese Reihe gehört, sondern auch geeignet ist, auf gewisse Verhältnisse in Probe 4 ein erklärendes Licht zu werfen,

---

1) Besonders schön in den beiden Worten, die „Euer Sohn“ bedeuten sollen. Das viel tieferstehende E ist offenbar vor dem „Sohn“ geschrieben.

Es handelt sich um einen 36jährigen Buchbinder d'O., der Volksschulbildung besitzt, normal veranlagt war und es bis zum Buchbindergehilfen gebracht hat.

Seit etwa 8 Jahren krank. Katatonische Stuporerscheinungen. Blieb zunächst in der Familie. Mehrfach Erregungszustände, die ihn schliesslich, da er gewalttätig wurde, in die Anstalt brachten.

Typischer Katatoniker, der auch äusserlich, selbst in der Gesichtsbildung, entschiedene Aehnlichkeit mit Fall 4 aufweist. Negativismus und Stereotypien. Klatscht in die Hände, wackelt mit dem Kopfe, tritt von einem Beine aufs andere, lacht. Beteiligt sich zuweilen spontan am Reinmachen auf der Abteilung. Beantwortet keine Frage, folgt keiner Aufforderung, steht oder

|                                              |                            |   |
|----------------------------------------------|----------------------------|---|
| Paul d'O                                     | ist geboren am 14 November | 1 |
| 1876 zu Lauf bei Reutlingen. Sein Vater      |                            | 2 |
| ist. Töchter in Reutlingen. Dann fort zu der |                            | 3 |
| am 14. August. Mit 14 Jahren ist er          |                            | 4 |
| konfirmirt worden. 4 Jahren ist Paul         |                            | 5 |
| d'O. Leutnant geworden. Dann ferner          |                            | 6 |
| Leutnant geworden. Paul d'O. Dann            |                            | 7 |
| hatten. Dann ist er ferner. Jetzt Junge      |                            | 8 |
| ist.                                         |                            |   |

#### Schriftprobe 5.

sitzt herum und flüstert vor sich hin. Vermutlich Sinnestäuschungen. Dabei ist er sauber, wäscht sich prompt, isst und trinkt hinreichend, bedient sich allein, macht sein Bett.

Psychisch steht er also zweifellos noch höher als Fall 4, wenn auch ein erheblicher Schwachsinnsggrad bereits unverkennbar vorliegt.

Die Schriftprobe war nur durch einen Kunstgriff zu erzielen, indem der Aktenbogen vor den negativistischen Kranken mit dem Bemerkungen hingelegt wurde: „Er soll mal seinen Lebenslauf verfassen — aber er wird ja doch nicht schreiben!“ — Hierauf schrieb d'O. obige Sätze, wozu er — wie gleich bemerkt sei — einen ganzen Tag gebraucht hat. Die Wiedergabe der Probe ist stark verkleinert.

Wir sehen hier eine einfache und natürliche, mittelgrosse, ziemlich weite, gut leserliche Handschrift, die durch ihre Klarheit vorteilhaft von Probe 4

absticht. Der linke Rand verengert sich ein wenig, doch kaum merklich; der rechte Rand verbreitert sich nach unten. Die Zeilenrichtung steigt, und zwar zunehmend. Ausgesprochene Schrägschrift: Neigungswinkel durchschnittlich 40—60 Grad. Nur weniger Ansätze zur Linksläufigkeit, z. B. in den d von Zeile 6 und 7.

Buchstabenform im ganzen schulmässig. Die einzelnen Teile der Kleinbuchstaben sind oft verschieden hoch. Grossbuchstaben nicht auffällig gross. Unterlängen etwas stärker entwickelt als die Oberlängen (vgl. die s, g, h, f), Grund- und Haarstrich unterschieden. Mässiger Druck. Interpunktion richtig gesetzt. Zwei Auslassungen (in „Ratzeburg“, Zeile 3, und „Jahre“, Zeile 4). Schleifenweite wechselnd. Schleifen am kleinen t und f wenig ausgeprägt, oft ganz weggelassen. i-Punkte, u-Haken und ü-Striche korrekt, dabei ziemlich hoch gesetzt. i-Punkte öfters strichförmig (z. B. in „konfirmirt“, Zeile), u-Haken flach oder offen.

Die gewundene Linie herrscht vor. Bei eckigem Grundcharakter Andeutungen von Basiskurven (z. B. in „am“, Zeile 1). Auch hier ist Tremor vorhanden, doch in wesentlich geringerem Masse als in 4. Die Diskontinuität ist sehr gross; fast jeder Buchstabe ist von dem Nachbar getrennt. Die kleinen e sind fast durchweg sehr weit, sämtlich diskontinuierlich und in zweimaligem Anstrich geschrieben. Auch die kleinen a und noch mehr die r zeigen vielfach Getrenntheit. Gelegentlich auch die n (z. B. „denn“, Zeile 7, und „gewesen“, Zeile 6) und die u (z. B. „Paul“, Zeile 5).

Der Inhalt des Schriftstückes ist ohne weiteres verständlich, wobei von besonderem Interesse ist, dass der Kranke von sich selbst in der dritten Person spricht. Einige gering entwickelte Wiederholungserscheinungen: so das dreimalige Nennen des vollen Namens und das überflüssige zweite n in „denn“, Zeile 7, das vielleicht durch unbewussten Einfluss des darüberstehenden „dann“ mit veranlasst ist.

Nun zur Analyse. Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt auf, dass diese Schriftprobe weit über den bisherigen steht. Die klare Anordnung des Stoffes, der zutage tretende Sinn des Geschriebenen, die Vollständigkeit der einzelnen Buchstaben, Worte und Sätze, die richtige Interpunktion rücken sie dem Leser ohne weiteres näher. Ja, der Grundcharakter des Schreibers hebt sich in klareren Umrissen aus den unverkennbaren pathologischen Zutaten heraus, als in 1—4.

Wir haben es mit einem von Hause aus einfachen und natürlichen, ruhigen und langsamen, praktischen, aber wenig energischen Menschen zu tun, der sich ungezwungen gibt, peinlich zuverlässig und ordentlich ist<sup>1)</sup>. Die Vernichtung dieses nicht unsympathischen Grundcharakters im Sinne einer erheblichen psychomotorischen Störung hat freilich längst eingesetzt.

---

1) Eine Nachfrage bei der Familie bestätigte diese Deutung.

Die in 1—4 hervortretenden Wiederholungserscheinungen sind hier allerdings wenig ausgeprägt, sie sind — nicht anders wie die Auslassungen — nur eben angedeutet. Auch der Tremor ist weit schwächer als in 1—4. Immerhin, vorhanden sind beide Erscheinungen. Wie weit mit der Wesenszerstörung die optimistische Grundstimmung<sup>2)</sup> zusammenhängt, steht dahin; sie kann auch ein Urzug des Charakters sein.

Sehr viel stärker entwickelt, als obige Züge, ist jedoch das wichtige Merkmal der Getrenntheit (Diskontinuität), das — in seiner ubiquitären Schärfe — der ganzen Schrift geradezu das Gepräge gibt.

Wie gross die Hemmung sein muss, unter der die psychomotorischen Funktionen dieses Gehirns ablaufen, war ja bereits durch die ungeheuere Zeitdauer, welche diese kurze Niederschrift erforderte, anschaulich angedeutet; und auch die Kürze des Geschriebenen gehört hierher. Der Kranke sollte seinen gesamten Lebenslauf schreiben, brachte es aber nicht über einige Sätze hinaus.

Die oben genannten aus der Schrift selbst ersichtlichen Merkmale erbringen den Nachweis und die Begründung dieser Tatsache im Einzelnen.

Eine Frage aber ergibt sich aus dem Vergleiche von Probe 5 und 4, die uns besonders interessiert. Wenn, was auf der Hand liegt, die Handschrift 5 einen geringeren geistigen Tiefstand zeigt, als Probe 4, wenn ferner — entsprechend dem Zerfall des assoziativ-deduktiven Denkens — als graphologisches Kardinalsymptom des Verblöddungsprozesses ein hoher Grad von Getrenntheit gelten zu müssen scheint, wie kommt es dann, dass dieser letztere in Nr. 5 anscheinend viel weiter vorgeschritten ist, als in dem — doch tiefer stehenden — Fall 4?

Um die Erklärung zu finden, muss man den Gesamtinhalt beider Schriftproben ins Auge fassen. Da sehen wir in 4 eine ganz inkohärente, sinnlos anmutende Zusammenstellung von Worten und Pseudoworten, die — im Verein mit Auslassungen und Wiederholungen — ein deutliches Bild von der geistigen Zerrüttung des Schreibers ergeben. In Nr. 5 dagegen haben wir eine zwar kurze und simple, aber doch sinnvolle Folge von Sätzen, die zweifellos einer höherwertigen geistigen Anstrengung ihren Ursprung verdanken, als 4. Und eben hier, in dem Unterschied der zur Niederschrift notwendigen geistigen Potenz, scheint mir der Kern der Lösung zu liegen.

Reguläre Wort- und Satzbildungen verlangen, bei dem Hemmungszustande beider Patienten, entschieden mehr Denkvermögen und Denk-

---

1) Stark ansteigende Zeilenrichtung.



arbeit, als sinnloses Wortgemensel. Schon der Zeitunterschied beider Niederschriften ist da bezeichnend. So wird es verständlich, dass dieselbe Kraft, die es im einen Falle zu regelrechten Worten und Sätzen bringt und dabei graphologisch einen diskontinuierlichen Niederschlag gibt, im anderen Falle einen sinnlosen Wortsalat in leidlich verbundener Form produziert<sup>1)</sup>.

Es wäre, in Verfolgung dieses Gedankenganges, ganz wohl möglich, dass Fall 5, bei weiterer Entwicklung seines Verblödungsprozesses, im Laufe der Zeit auch seinerseits noch einmal eine Periode durchläuft, wo seine stark getrennte, aber sinnvolle Schrift etwas verbundener, dabei aber sinnloser wird, um schliesslich, bei noch weiter fortschreitender Lähmung, wiederum diskontinuierlich zu werden (vgl. Fall 1—3). Zugleich ein hübsches Beispiel für die Mechanik des geistigen Zerfalls bei der Katatonie.

Recht instruktiv ist auch die hier anzuschliessende Schriftprobe 6.

Ihr Verfasser, der Kranke O. T., ist ein 75jähriger Schuhmacher, der etwa Ende der zwanziger Jahre erkrankt sein dürfte und sich seit seinem 32. Jahre fast dauernd in der Anstalt befindet. Er bot damals allerlei paranoide und katatone Erscheinungen und ist im Laufe der Zeit immer mehr verblödet. Sein Fach auszuüben ist er natürlich ausserstande, wird jedoch in der Anstaltsschusterei mit leichtester und unverantwortlicher Abputzarbeit beschäftigt. Im übrigen sitzt er Tag aus Tag ein in schwachsinniger Zufriedenheit, zeitlich völlig desorientiert, auf demselben Fleck, hat keinerlei Interesse, besorgt sich aber nach jeder Richtung selber. Durchaus gutartig. Seit Jahren keine katatonischen Erscheinungen mehr. Schwankungsloser terminaler Schwachsinn mittleren Grades.

Wir sehen eine grosse, eckige und ungelenke, druckreiche und ziemlich steile Schrift (Neigungswinkel 65—80 Grad). Rand schmaler werdend. Die gewundene oder gebogene Linie dominiert. Zeilenrichtung absteigend. Keine Interpunktion.

Grosse Schriftgetrenntheit, in vielen Wörtern steht jeder Buchstabe für sich. Zuweilen aber finden sich auch mehrere Buchstaben verbunden, manchmal 4—5. Mässiger grobschlägiger Tremor.

Buchstabenform schulmässig. Ober- und Unterlängen greifen vielfach in die Nachbarzeile über. Schleifen gut entwickelt. i-Punkte und u-Haken meist niedrig gesetzt; erstere oft strichförmig, einmal fehlend (Zeile 5, Wort 3). Kleinbuchstaben von sehr wechselnder Grösse und Schriftlage. Einzelne ihrer Grundstriche verkürzt, ja im Beginn kurz abgebrochen (z. B. Zeile 4, Buch-

---

1) Schliesslich handelt es sich hier auch noch nicht einmal um „dieselbe Kraft“. Der motorische Antrieb dürfte vielmehr in 4 weit stärker sein.

Linder Linder  
 wollen sie nicht  
 so gut sein und  
 lassen Sie nicht  
 sein ob sie nicht  
 nicht mehr sein  
 lassen Sie nicht

stabe 5; das n in Zeile 3, Wort 3; der Schlussbuchstabe in Zeile 5, Wort 1; das i in Zeile 6, Wort 1). Diese verkürzten Grundstriche sind stets, bis zur Linksschrägkeit, steiler als das übrige Wort und stehen immer mehr am Ende eines Schriftzuges.

Die kleinen o sind oben offen. Die s haben vielfach unten einen Schlusshaken. Der Schlusstrich der kleinen w ist weit unter die Zeile hinunter spitz ausgezogen. Der Schlusstrich des grossen E (Zeile 1) linksläufig zurückgeschlagen. Schlusszüge der Worte meist kurz abgesetzt. Grossbuchstaben nicht auffällig.

Interessant gestaltet sich die Lektüre. Der Briefausschnitt ist an die — natürlich seit Jahren verstorbenen — vermeintlich noch lebenden Eltern des Kranken gerichtet und lautet:

„wollen sie niecht so gut sein ud schieken nöchte ihne(n) bieten  
ob sie nier nicht etwas Priem schiecken wollen.“

Die Anrede „Liebe Eltern“ ist, wenn man vom fehlenden i-Punkt und von dem bis zur Unleserlichkeit verschliffenen r absieht, korrekt geschrieben.

Auffällig aber ist sodann, dass weder das einleitende „Wollen“, noch die als Anredeform gebrauchten Worte „Sie“ und „Ihnen“ (Zeilen 2, 4, 5) gross geschrieben sind. Gross geschrieben ist dagegen „Priem“.

Eine Reihe von Schreibfehlern fallen ins Auge. So das überflüssige kleine e in „nicht“, „schieken“, „bitten“ und „mir“, das fehlende n in „und“, das fehlende zweite t in „bitten“, das doppelte k in der letzten Zeile, der fehlende zweite Grundstrich des e im „bieten“, das durch ein n ersetzte m in „mir“.

Auch Wiederholungen kommen vor: das doppelte k wurde bereits erwähnt; auch das „schiecken“ selbst ist eine Wiederholung des ersten „schieken“, und — liest man das Ganze — so findet man, dass die ganze zweite Hälfte des Schreibens eigentlich nur eine vervollständigende Wiederholung der ersten ist.

Wir haben es hier, das liegt auf der Hand, mit einer durchaus ungebildeten, sehr wenig entwickelten Handschrift zu tun, die daher charakterologisch nur mit grosser Einschränkung zu verwenden ist. Immerhin lässt sich auf eine gewisse Energie des Schreibers schliessen, und auch Anzeichen für Genauigkeit, Zähigkeit und Egoismus sind vorhanden — alles dies natürlich in den durch den Geisteszustand gesetzten Grenzen; keinesfalls handelt es sich um eine Altersschrift —, bei den 75 Jahren des Kranken immerhin eine bemerkenswerte Tatsache. Der Tremor der Altersschrift pflegt feinschlägiger, zitteriger zu sein.

Nur die Depressivität<sup>1)</sup> der Handschrift kann vielleicht als Aeusserung eines gewissen Insuffizienzgefühls angesprochen werden. Immerhin ist noch — ähnlich wie in Fall 4 — eine ziemlich erhebliche psycho-

1) Absteigende Zeilen und z. T. Worte.

motorische Spannkraft vorhanden<sup>1)</sup>; dafür spricht auch die knappe Zeitdauer — einige Minuten —, welche zu der Niederschrift benötigt wurde.

Die grosse Desorientiertheit, die Einschränkung des Interessenkreises auf das Primitivste lehrt ein Blick auf den Inhalt des Schriftstückes. Der Brief ist an die — vermeintlich noch lebenden — Eltern gerichtet: der Patient ward zum Kinde, er hat den Zeitbegriff verloren. Der ganze geistige Inhalt beschränkt sich auf eine Bitte um „Priem“<sup>2)</sup>. — weiter hat er seinen Eltern nichts zu sagen. Ja, der „Priem“ ist ihm wichtiger als die Eltern selbst, denn er schreibt ihn gross, die Anredeformen dagegen klein.

Die Schreibfehler sind wohl grösstenteils der allgemeinen Unbildung des Kranken zuzuschreiben, wobei freilich dahingestellt sein mag, ob es sich hier oder da nicht etwa um sekundären Verlust von früher Erworbenem handelt.

Die Getrenntheit der Schrift ist nicht so gross, wie beispielsweise in Probe 5 oder 1 und 2, der Tremor geringer; die Wiederholungserscheinungen weniger deutlich, die Auslassungen nicht derart sinnentstellend, wie denn auch der Schwachsinn des Kranken entschieden nicht ganz den hohen Grad der früheren Fälle aufweist; Patient ist immerhin imstande, noch kompliziertere Arbeit (sogar Werkstattarbeit) zu leisten, als jene.

Dass der Fall noch fortschreiten wird, ist wenig wahrscheinlich. Er ist seit vielen Jahren stationär und ein schöner Beleg für die Tatsache, dass die sekundäre Verblödung — weit entfernt, immer die äussersten Grade zu erreichen — oft genug auf Mittelstufen stehen bleibt.

Es folgen nun ein paar Fälle, welche — im Gegensatz zur Mehrzahl der oben geschilderten — den angeborenen Schwachsinn illustrieren sollen.

In Probe 7 haben wir einen 22jährigen Menschen, A. M., der sehr mangelhafte Schulbildung besitzt und wegen Blutschande mit dem Gesetze in Konflikt gekommen ist. Der zeitlich nicht orientierte Kranke ist, trotz bemerkenswerten Schwachsinn, ein körperlich sehr robuster, tüchtiger Feldarbeiter, bedarf jedoch ständiger Anregung und Aufsicht. Er ist sauber, besorgt sich in jeder Hinsicht allein. Geistige Reaktionszeit erheblich verlängert; bei Untersuchungen muss Wort für Wort mü-

---

1) Man vergleiche auch die kurz abgebrochenen Züge in beiden Schriften. Sie stehen psychographologisch auf ähnlicher Stufe wie die Trennungen. In beiden Fällen wirkt eine Hemmung.

2) = Kautabak.

sam herausgeholt werden. Keinerlei Initiative nach irgend einer Richtung. M. ist schwerfällig, doch lenksam. Zu dem unsittlichen Verkehr mit seiner Schwester will er von der Mutter verführt worden sein.

Als Schriftprobe wurde dem Kranken aufgegeben, seinen Vornamen und den Satz: „Das Pferd ist mutig“ zu schreiben.

Schriftprobe 7.

Wir sehen eine kinderhaft unbeholfene, grosse, spitzig-eckige, unregelmässige, mittelschräge Schrift (Neigungswinkel  $50-60^{\circ}$ ). Ziemlich schwacher Druck. Ueberwiegend absteigende Zeilenrichtung. Die Buchstaben nach dem Wortende zu grösser werdend. Form schulmässig.

Getrenntheit sehr gross. Fast jeder Buchstabe steht für sich. Das kleine e getrennt geschrieben. Zuweilen auffällig grosse Zwischenräume mitten im Wort, z. B. in Wort 1 und 4.

Grossbuchstaben ziemlich klein. i-Punkt und u-Haken richtig und ziemlich tief gesetzt. Das t und das lange s laufen in ein Häkchen aus. Das e und u der zweiten Zeile mit rechtsläufiger Konkavität (Vorstufe zur Girlandenform?). t-Querstriche schwach. Das r ein ataktisch anmutender Schnörkel. Die d-Köpfe etwas nach vorne geworfen. Grundstrichform gewunden.

In vielen Buchstaben leichter Tremor (besonders deutlich im langen s von Zeile 1).

Die Worte „August“, „das“, „mutig“ sind richtig geschrieben. Im dritten Wortgebilde „et“ ist offenbar das e nach dem Vokalklange von „Pferd“ geschrieben, das „t“ darf vielleicht als Endbuchstabe des ausgelassenen „ist“ gedeutet werden. Die letzten beiden Worte „das Pferd“ sind entweder eine verbessernde, absichtliche Wiederholung der darüberstehenden oder ihr mehr unbewusst veranlasster Nachklang. Zieht man die Analogie der früheren Analysen heran, so wird letztere Auffassung wahrscheinlicher.

Charakterologisch ist diese Schriftprobe bei ihrer grossen Kürze selbstverständlich nur wenig ergiebig. Immerhin darf man mit ziemlicher Sicherheit einen ganz unentwickelten, willensschwachen und naiv-kindlichen Geist vermuten, dessen pathographologische Ausdrucksqualitäten mühelos den oben so oft gefundenen und hier nicht noch einmal zu wiederholenden Symptomenkomplex erkennen lassen.

Im übrigen ist für den geistigen Tiefstand des Kranken bereits die Tatsache äusserst bezeichnend, dass er nicht einmal imstande war, den vorgesprochenen Satz ohne weiteres fehlerfrei nachzuschreiben.

Mit einem ähnlichen, aber weit interessanteren Fall angeborenen Defekts haben wir es bei dem Verfasser der jetzt folgenden Schriftprobe 8 zu tun.

A. v. Sch., 29 Jahre alt, von Geburt an schwachsinnig. Normalschulunterricht unmöglich. Vom 8.—17. Jahre in der Idiotenerziehungsanstalt zu Dalldorf. Dann bei der Mutter. Hat keinen Beruf richtig erlernt. Da zu Hause unfolgsam und widersetzlich, vor Jahren der Anstalt überwiesen.

Schlanker, etwas schwächlicher Mensch. Herzhyoplasie. Hier und da Ohnmachts- und Schwindelanfälle von kurzer Dauer. Hochgradiger Schwachsinn.

Verleugnet im Auftreten nicht die bessere Herkunft, macht höfliche Verbeugungen; bittet nachher um Entschuldigung, wenn er gereizt gewesen. Legt viel Wert auf Aeusseres und Kleidung, ist geradezu eitel und putzt sich gerne, allerdings in recht schwachsinniger Weise. Ging zeitweise Sonntags in einem alten verschlissenen Gehrock und Zylinder, steckt sich eine irgendwo gefundene Kaiserkrone aus Messing in die Kravatte. Sehr von sich eingenommen, zeigt eine Art von korrumpiertem Adelsstolz. Fühlt sich leicht gekränkt und zurückgesetzt. Vielfach neidisch. Empfindlich bei Kleinigkeiten, regt sich dann zuweilen auf und scheut auch eine Balgerei mit anderen Kranken nicht. Selten einmal grössere Erregungen, in denen er kratzt, um sich schlägt, beisst und gelegentlich sogar vorübergehend isoliert werden musste. Doch halten derlei Zustände immer nur kurze Zeit an. Regelmässig scheint v. S. darnach etwas wie Schamgefühl zu empfinden. Ueberhaupt ist er sichtlich bemüht, sich zu beherrschen, was freilich nicht immer gelingt. Im ganzen recht unzufriedenes Element auf der Abteilung.

Bringt fast täglich Wünsche vor. Grosse allgemeine Urteilsschwäche. Will Offizier, Diener, Hoflakai, Milchkutscher, Pfleger, stellvertretender Oberpfleger werden. Wird, immer auf seinen Wunsch, mit dieser oder jener leichteren Haus- oder Gartenarbeit beschäftigt, leistet aber nirgends etwas Rechtes, ist mehr dekorativer Statist und hält, trotz anfänglich grossen Eifers, bei keiner Beschäftigung aus, — novarum rerum cupidus. Rühmt trotzdem seine Leistungen mit Emphase.

Zuweilen erotische Gedanken: Will die Oberwäscherin, die Schwester des Pflegers St., die Pflegerin S. heiraten usw. Schreibt entsprechende Anträge. Ist überhaupt sehr schreiblustig, schreibt spontan zahlreiche Briefe, deren

Welche es auf mich so einen  
 Haaren Schrift sein ist  
 Diese Pfeiler sind dem müß-  
 20f 20f 20f 20f 20f  
 man auf so neue Punkte  
 sein ist Diese müß den  
 Pünktel Pfeil sein müß den  
 Große Punkte oben sind  
 20f 20f 20f 20f 20f  
 sein von ist von Pfeil  
 auf so neuen Pfeilen  
 Schrift zu Punkt sind

einem die obenstehende Probe 8 entnommen ist. Der Brief ist an einen Kranken einer anderen Abteilung gerichtet und auf gewöhnlichem Format, in ruhiger Stimmung geschrieben. Wiedergegeben ist Seite 2.

Wir sehen eine recht kleine, unregelmässige, doch übersichtlich verteilte Schrift. Der Raum ist gut ausgenutzt, der Rand schmal und gleichmässig. Zeilenrichtung meist ansteigend, darunter einmal zugleich nach oben konvex; einmal ist sie abfallend (Zeile 10), einige Male nach oben konkav (Zeilen 6, 11, 12) und ein paarmal wellenförmig (Zeilen 5, 9). Zeilenabstand weit, Wortabstand mittel, Buchstabenabstand sehr verschieden.

Schreibdruck fast durchweg gering. Bemerkenswerter Strichbreitenunterschied nur in einzelnen Buchstaben (Anfangs-F). Keine Interpunktion. Ausgesprochene Schrägschrift. Die Schriftlage schwankt zwischen  $65^{\circ}$  als Maximum und  $30^{\circ}$  (!) als Minimum. Die Verteilung ist dabei derart, dass die steilen Buchstaben mehr auf den Anfang, die schrägeren mehr auf das Ende der Worte fallen. Gewöhnlich ist der erste Buchstabe auch der steilste (sehr schön in den s sichtbar); dies ist jedoch nicht durchgängig der Fall. Viele Worte beginnen bereits mit einem sehr schrägen Buchstaben. Sehr oft wechselt die Schräglage sogar innerhalb der einzelnen Buchstaben, indem die mässige Schrägschrift der oberen Buchstabenhälfte in der Unterlänge zur extremen Schrägschrift wird.

Die Getrenntheit ist erheblich, jedoch nicht gleichmässig verteilt; neben wenigen ganz verbundenen Worten („mich“ in Zeile 9, „einen“ in Zeile 1) finden sich viele buchstabenweise getrennte. Das kleine e ist durchweg in 2 Absätzen geschrieben, zuweilen auch das m und n. In einzelnen Worten sind die Buchstabenintervalle grösser als die Buchstabenkörper selbst („mir“ in Zeile 7).

Tremor nur andeutungsweise vorhanden (z. B. Zeile 4, letztes Wort). Schrift im ganzen schulmässig. Formen sehr dürftig. Grossbuchstaben zuweilen exzessiv grösser als die Kleinbuchstaben (F). Am entwickeltsten ist das F, das in Anstrich, Fuss und Dach eine gewisse gefällig oder besser selbstgefällig anmutende Ausschmückung aufweist. Das S zeigt einen erweiterten Anstrich, ebenso das einem L gleichende B, sowie das Z der letzten Zeile.

Die a und o sind oben weit offen, die u-Haken gleichfalls offen, dabei flach und schmucklos. Die d sind teils mit dem Folgebuchstaben verbunden, teils am Aufstrich ohne Kopf, teils aber auch im Kopf linksläufig zurückgeworfen. Die Kleinbuchstaben sind von sehr verschiedener Höhe. Der eckige Bindungstyp herrscht vor, doch sind Girlanden<sup>1)</sup> („wen“ in Zeile 10, „mir“ in Zeile 7 usw.) und Arkaden<sup>1)</sup> (die letzten beiden Worte in Zeile 11) mehrfach angedeutet. Gelegentlich auch doppelte Bogenbindung (in den „ich“ Zeile 9, im w von „wir“ Zeile 6).

1) Bei der Guirlandenschrift befinden sich die Haupt- und Nebenstrich verbindenden Bogen auf der Basis, also mehr im Hauptstrich. Bei der Arkadenschrift an der Spitze, also mehr im Nebenstrich. Erstere sind mehr rechtsläufig-abduktiv, letztere mehr linksläufig-adduktiv.



Klein- wie Grossbuchstaben hier und da bis zur Unleserlichkeit unvollständig, so dass sie erst aus dem Sinne des Ganzen verständlich werden. So fehlt im grossen und kleinen B die Schlusskurve (Zeilen 1, 2, 4, 12). Das eh wird fast stets nur als h geschrieben.

Beizeichen dagegen vollständig: u-Haken und i-Punkte hochgesetzt, letztere in der Grundstrichverlängerung. Ober- und Unterlängen meist ausserordentlich verkürzt, ausgenommen das bereits erwähnte F. Schleifen fast sämtlich bis auf Strichform verengert. Querstrich des t und f sehr schwach. An einigen Wortenden abschliessende, erst links-, dann rechtsläufige, dünnlinige Unterstreichung.

Was nun den Inhalt der Schriftprobe angeht, so lautet sie: „Schreibe auch mahl so einen schönen Brieff wie ich an Sihe Schreibe und den möhte noh mahls darum betten mir auh so eine Freude wie ich Sihe möhe den könen Sihe mir auh so eine grosse Freude mahen und ich würde ich mich sehr dazu freun wen ich von Sihe auh so einen Schönen Brieff zu senden und“

Abgesehen von den schon erwähnten Auslassungen finden sich also noch eine ganze Reihe von Schreibfehlern auf dieser einen Seite. (Das überflüssige h in „mahl“ und „Sihe“, das doppelte f in „Brieff“, das fehlende n in „könen“ und „den“, das durch e ersetzte i in „betten“, die unangebrachte Majuskel in „Schreibe“ und „Schönen“).

Wichtiger aber ist der positive geistige Gehalt der Probe, und der ist mehr als dürftig. Pat. ist nicht imstande, einen richtigen Satz mit Anfang und Ende zu bilden. Er stellt vielmehr eine Reihe von Satzfragmenten zusammen und hört damit erst auf, als das Papier zu Ende ist; er findet also die Grenze nicht selber. Diese Satzfragmente aber sind eigentlich nichts als die ständige, primitive, sozusagen stammelnde Wiederholung eines und desselben, wie gesagt sehr dürftigen Gedankenbildes: der Patient will die Freude ausdrücken, die ihm ein Antwortbrief des Adressaten bereiten würde. Unter den wenigen Wortbildern kehren allein die Worte „ich“ — „Sie“ — „auch“ — „so“ nicht weniger als 4mal wieder. Die Worte „Schreibe — mal — einen — schönen — Brief — wie — den — mir — eine — Freude“ 2mal. Dies alles auf einer einzigen Seite, wobei bemerkt sei, dass die übrigen 3, hier nicht wiedergegebenen Seiten des Briefes in Form wie Gedankeninhalt ganz und gar dasselbe Bild zeigen.

Mustern wir nun die Hauptzüge dieses graphologischen Gemäldes, so ergibt sich dem Betrachter sogleich die Tatsache, dass diese Schriftprobe, alles in allem, ein sprechend treues Spiegelbild des oben geschilderten psychischen Eigenwesens darstellt. Ein Hauptzug der — sehr wenig gespannten — Schrift ist Kraftlosigkeit und Willensschwäche. Der schwache Druck, die schwankende Zeilenführung, die grosse Schrägheit, die Buchstabenweite, die geringe Linksläufigkeit, die sehr schwächliche t- und f-Querstriche lassen deutlich die innere Haltlosigkeit des Schreibers erkennen. An dieser sozusagen organischen Schwäche muss ganz naturgemäss sein gelegentlich hervortretendes Bestreben scheitern, sich selbst und die Welt zu meistern.

Dass ein solches Streben vorhanden ist, unterliegt keinem Zweifel. Die ganze Anordnung der Schrift ringt sichtlich nach Klarheit. Immer wieder, besonders im ersten Teile der Probe, richtet sich die Wortmajuskel zu grösserer Steile oder besser: zu geringerer Schrägheit auf. In zweien dieser Anfangsmajuskeln (F) ist auch der Druck stärker.

Und ähnlich, nämlich als Aeusserung des Wunsches, sich durchzusetzen, ist die gar nicht im Wortsinne liegende mehrfache Unterstreichung zu deuten. Aber die Kraftlosigkeit dieser Unterstreichung hebt sich gewissermassen selbst auf. Und dass das Streben nach Selbstdisziplin immer wieder der inneren Schwäche erliegt, drückt sich schon in der Beschränkung eben jener grösseren Steile auf höchstens den Anfangsbuchstaben aus, mehr noch im Schrägewechsel innerhalb der Langbuchstaben. Deren schon im oberen Teile nicht geringe Schrägheit fällt im unteren, also zeitlich späteren und damit zwangloseren Teil geradezu ins Extrem, — auch dies eine treffende Erläuterung des schon mehrfach berufenen Gesetzes von der Periodizität der Aufmerksamkeitschwankungen. Es wird damit ein Ueberwiegen des Gefühls dargestellt, das nur schwer den vorhandenen schwachen Willenshemmungen folgt und zweifellos die Neigung hat, äusserlich als hochgradige Unbeherrschtheit in die Erscheinung zu treten.

Dabei handelt es sich nicht etwa um echte und starknervige Leidenschaft — denn echte Leidenschaft ist immer eine Kraft! — sondern, wie schon der labile und schwächliche Duktus der ganzen Schrift und die auffallend wechselnde, unbeständige Bindungsart<sup>1)</sup> erweisen, um ein haltloses Schwanken von einem Gefühl zum anderen, von eitler Selbstgefälligkeit<sup>2)</sup> bis zu mutlosem Verzicht<sup>3)</sup>, von reizbarer Empfindlichkeit<sup>4)</sup> bis zu — freilich leicht besiegt — halsstarrer Oppositionslust<sup>5)</sup>, von zuvorkommender Freundlichkeit bis zu verschlossener Ablehnung.

Den Ansprüchen dieses, unverkennbar hysterisch gefärbten, naturgemäss stets unzufriedenen Charakters auf Geltung und Beachtung liegt also ein ausserordentlich dürftiger, wirklich seelischer Wert als reale Basis zugrunde. Wie unzureichend diese Basis ist, bestätigt weiter ein

1) Eckiger Typ, mit Andeutungen von Arkaden, Guirlanden und Fadenbindung.

2) Speziell versinnbildlicht durch Grösse und Verzierungen des F, durch die Unterstreichungen, die steigende Zeile.

3) Kleine Schrift, sinkende t-Querstriche, sinkende Zeile, viele Grossbuchstaben mangelhaft betont.

4) Sehr unregelmässige Schrägschrift.

5) Zurückgeworfener d-Haken, linksläufige Schleife der Paraphe.

Blick auf die übrigen geistigen Qualitäten der Schrift. Ihre grosse, bis in die Einzelbuchstaben reichende Getrenntheit veranschaulicht die ausserordentliche Unfähigkeit zu deduktiver Geistestätigkeit, zu fortschreitenden Assoziationen; und über die Aermlichkeit der Vorstellungswelt, innerhalb deren eben diese assoziative Tätigkeit sich abspielt, gibt uns der fast gänzliche Mangel an Schleifen und Längen Aufschluss.

Es ist sonach klar, dass ein Mensch von den mangelhaft fundierten Ansprüchen unseres Kranken immer wieder mit der harten Aussenwelt kollidieren muss. Hindert ihn doch eben sein mangelhaft entwickeltes Denkvermögen, die eigenen Schwächen zu erkennen und sein durch sie gegebenes Verhältnis zur Aussenwelt richtig abzuschätzen. Seine zeitweilige Ueberhebung, sein Neid, seine Zukunftspläne sind nichts als eine sekundäre Folgeerscheinung eben jenes Grundmangels; und wenn er gelegentlich auch eine — allerdings leicht aufdeckbare — Lüge<sup>1)</sup> nicht scheut, um besser als andere abzuschneiden, so ist dies das instinktive Auskunftsmittel vieler Schwachen, die sich sonst nicht zu behaupten wissen.

Als Regel ist die Lügenhaftigkeit des Kranken übrigens nicht zu bezeichnen. Als Grundzug muss vielmehr eher eine gewisse kindliche Offenheit<sup>2)</sup> gelten, die auch aus dem unverkennbar vorhandenen Egoismus<sup>3)</sup> kein Hehl macht. Bei einiger Vorsicht, vor allem Rücksichtnahme auf seine Selbstschätzung, ist der Kranke — das sagt schon die Schwächlichkeit des Schriftdukthus — ganz gut lenkbar, was ihn freilich — aus gleichem Grunde — zu ausdauernder Arbeit nicht fähiger macht.

Es soll nun noch ein Fall von sekundärer Verblödung folgen, der unter den bisher angeführten psychisch zweifellos die höchste Stellung einnimmt und eine gute Ueberleitung zum nächsten Abschnitt unserer Untersuchung bildet.

Im Falle 9 haben wir es mit einer 30jährigen, früheren Kindergärtnerin A. M. zu tun, die seit etwa 8 Jahren krank ist. Lebhaft Halluzinationen; hörte Stimmen und sah Gestalten. Beeinträchtigungsideen. Schwachsinnige Selbstüberschätzung. Die Verblödung hat jetzt bereits einen erheblichen Grad erreicht. Zeitliche und örtliche Orientiertheit erhalten. Die zuweilen indezent-erotische Patientin zeigt auch Erregungszustände, in denen sie gewalttätig wird. Sie ist sehr schwatzhaft und schreibt viele ganz wirre, inhaltlich unverständliche Briefe an Bekannte und Verwandte. An den wirtschaftlichen Arbeiten auf der Abteilung nimmt sie teil und ist, in guten Zeiten, ganz brauchbar.

---

1) Ansätze zu Arkaden- und Fadenbindung.

2) Oben offene a, o, u-Haken.

3) Eckiger Grundtyp, linksläufige Anstrichhaken im S und z.

Stimmung und Auftreten abwechselnd läppisch-heiter oder zornig-gereizt. Zuweilen kleine Schmeichelkatze.

Es ist bedauerlich, dass nicht ein grösseres Schriftstück der Patientin wiedergegeben werden kann. Ihre oft endlos langen Schriftprodukte füllen jederlei Papier bis in den letzten Winkel. Es wird unter, neben und über den Haupttext geschrieben. Unterstreichungen, Klammern, unverständliche Interpunktionen vervollständigen den durch das Ganze hervorgerufenen Eindruck

1. Dießmal ist sinnlich  
 2. unser Gemut bejährt  
 3. Dort gesehlig, fieser  
 4. kauft zu geben, daß  
 5. unser Geseh nicht mehr  
 6. pflichtlich im Amt  
 7. müß, willig, gesehlt u.  
 8. kauft, aber, nicht  
 9. Kinder (nicht) klug, ja  
 10. zu zu fieser,

Schriftprobe 9.

der Verwirrtheit. Ein Sinn ist, wie gesagt, aus fast keinem ihrer Produkte herauszulesen, nur dass anscheinend Geldinteressen mit Vorliebe behandelt werden.

Der in Probe 9 wiedergegebene Abschnitt ist einem der ordentlicher zugeschriebenen, in ruhiger Stimmung verfassten Briefe entnommen.

Wir sehen eine ziemlich grosse, mässig druckreiche, leserliche, wenig gespannte, dabei mehr kurvig-runde als eckige Schrift. Grund- und Haarstrich gut von einander geschieden. Rand des Schriftstückes wird erst schmaler,

dann wieder weiter. Zeilenrichtung fast durchweg im ganzen ein wenig absinkend. Hie und da Wellenform angedeutet. Zeilen- und Wörterabstand mittel, Buchstabenabstand ziemlich gross. Ziemlich steile, rechtsschräge Schrift. Der Neigungswinkel wechselt vom Anfang bis zum Ende der Zeilen von 80 zu 65, ja 55 Grad. Stets ist er grösser im Zeilenbeginn.

Getrenntheit mässig. Buchstabenweise völlig getrennt geschriebene Worte sind gar nicht vorhanden; andererseits sind w, e und r fast stets getrennt geschrieben. Ebenso das sz und st. Das d nie mit dem Folgebuchstaben verbunden.

Schulmässige Schrift, ohne Kürzungen und Vereinfachungen. Grossbuchstaben nicht übermässig entwickelt. Die Anfangskurve im H, Zeile 2, in den Buchstaben zurückgeschlungen. Unterlängen ausgeprägter als Oberlängen. Wortanstriche und -endstriche öfters spitz. Letztere zuweilen in ein Häkchen auslaufend (Schluss von Wort 2, Zeile 3; Wort 1, Zeile 4; Wort 1, Zeile 6 usw.). Kleinbuchstaben stets gleich geschrieben, von etwas wechselnder Höhe. Im m, n, sowie im verbundenen e, i und a Guirlandenbindung. Die Schluss Schleife im w und v stets weit über dem Niveau der Kleinbuchstaben. Auch der Schlusshaken des r und die Krönung des g stehen erhöht. Schleifen mittelweit bis weit. Wortende unter der Zeilenhöhe kurz abgesetzt (g, Zeile 3 und 7; h in Zeile 7). a, o und u-Haken oben offen. Manche Buchstaben mitten im Zug durch zeitweiliges Heben der Feder unterbrochen (erstes und letztes Wort in Zeile 1, erstes bis drittes Wort in Zeile 4 usw.)

Interpunktion genau, zeigt aber nur Kommata, Beizeichen (i-Punkte usw.) korrekt und ziemlich hoch gesetzt. Die gebogene Linie herrscht auch in dieser Schrift vor. Die adduktiven Längen laufen häufig in schwache, doch unverkennbare Keulen aus (z. B. langes s, f, P). t-Querstrich mit linksläufiger Schleife.

Ein sehr feinschlägiger Tremor ist nicht selten (besonders gut sichtbar im letzten h, Zeile 1; im b von „geben“, Zeile 4; im f von „berufen“, Zeile 8).

Wiederholungen sind nicht vorhanden, sofern nicht das „willig“ von Zeile 7 als Nachklang des „gewillig“ von Zeile 3 aufzufassen ist.

Auch hier ist es nicht schwer, die Schriftprobe zu dem klinischen Verhalten in Beziehung zu setzen. Beherrscht wird das Bild zweifellos von der durch Schleifenweite und Buchstabenabstand bedingten Fülle der Schrift. Diese für gewöhnlich mit einem Reichtum an Fantasie in Verbindung gebrachte Eigenheit weist ganz klar auf die rege halluzinatorische Tätigkeit des überreizten Hirnes hin, die — vermutlich im Anschluss an die spezielle Art der Trugwahrnehmungen — mit einem gehobenen Selbstgefühl Hand in Hand geht (grosse Schrift, Niveauehebungen im Gebiete einzelner Kleinbuchstaben).

An der Tendenz, sich zu beherrschen, fehlt es zwar nicht (Schriftsteile, besonders im Zeilenanfang); doch tritt die Patientin in den — bei ihrem Leiden unausbleiblichen — Konflikten mit der Umgebung oft

recht eigensinnig und rechthaberisch auf (spitze An- und Endstriche, Zähigkeitshaken) und scheut auch hie und da vor derbem Dazwischenfahren nicht zurück (Keulenformen, kurz sublinear abgesetzte Schluss-schleifen am Wortende).

Dabei fehlt es ihr keineswegs an Guthertzigkeit (Guirlandentyp), ja sie kann schmeicheln, um ihren Zweck zu erreichen (gebogene Linie in Verbindung mit obigem Zug).

Indes, der geistige Zerfall hat bereits nachhaltig eingesetzt, und eine gewisse Lähmung im Ablaufe der psychomotorischen Funktionen liegt unverkennbar bereits vor (mittlerer Grad von Getrenntheit, auffällige Lokalisierung mancher Trennungen, leichter Tremor).

Beide Elemente, Temperament wie Geisteszustand, die im klinischen Bilde sich notwendig verquicken, finden also auch in der Schrift ihren adäquaten Ausdruck. Dass noch ein gewisses unbewusstes Krankheitsgefühl vorhanden ist, lässt sich vielleicht aus der leichten Depressivität der Schriftprobe folgern. Vielleicht muss diese aber auch als Ausfluss der dauernden Konflikte der Kranken mit ihrer Umgebung gedeutet werden. —

Damit schliesst die erste Reihe unserer Beobachtungsfälle, die sämtlich einen höheren Grad der Verblödung oder des primären Schwachsinns bezeichnen. Die Anordnung dieser Fälle war im ganzen so getroffen, dass jener Grad mit steigender Zahl abnimmt, so dass also Nr. 9 ein weit höheres geistiges Niveau veranschaulicht als Fall 1 oder 2. Zum Teil hiermit hängt auch die bessere Ausprägung des jeweiligen Charakters bei den höheren Zahlen zusammen, während derselbe in den erstbeschriebenen Fällen bestenfalls Rudimente zeigt.

Aus diesen neun Fällen, die natürlich nur eine kleine Auswahl aus meinem Gesamtmaterial bedeuten, sind nun die Eigenschaften zu abstrahieren, welche ihnen allen gemeinsam sind und — klinisch-graphologisch gewürdigt — als Ausdruck der hochgradigen Demenz zu gelten haben, die sich unbestreitbar wie ein roter Faden durch alle neun Krankheitsfälle zieht.

Diese Eigenschaften beziehen sich auf Form wie Inhalt der Schriftstücke, ohne dass da freilich eine scharfe Trennung möglich wäre<sup>1)</sup>.

1) Ein Inhalt ist ohne die ihn ausdrückende Form graphologisch nicht denkbar; und stets wird aus der Form auch auf einen irgendwie gearteten Inhalt geschlossen werden müssen. Die Grenzen des Erkennens geistig-seelischer Kräfte und Strebungen aus der graphologischen Form laufen mit den Grenzen psychologischen Erkennens überhaupt parallel, ja, decken sich vielleicht mit ihnen. Dass diese Grenzen vorhanden sind, ist sicher. Sie zu diskutieren, ist jedoch hier nicht der Ort.

Zunächst ist da zu bemerken, dass sich zwischen den angeborenen und den erworbenen Schwachsinnssällen ein essentieller Unterschied der zu erwartenden Symptome nicht zeigte. Es kommt ja auch ganz und gar nicht auf den Weg an, auf welchem ein Kranker verblödet ist. Die Tatsache, dass er verblödet ist, wird vielmehr schon theoretisch zu dem Schluss führen, dass diese eindeutige Verblödung auch graphologisch ihren eindeutigen Ausdruck aufweisen müsse.

Wir finden da nun folgende Hauptkennzeichen:

1. Grosse Getrenntheit der Schrift (Diskontinuität). Sie nimmt im allgemeinen zu mit wachsender Verblödung. Oft ist sie, wie eingangs ausgeführt, nur „funktionell“, d. h. das folgende Kontinuum<sup>1)</sup> schliesst sich an das vorausgehende unmittelbar, jedoch so an, dass das Absetzen und Neuansetzen der Feder deutlich sichtbar ist.

2. Tremor verschiedenen Grades, von grob- bis feinschlägiger Art. Er scheint gleichfalls mit wachsender Verblödung zuzunehmen und vergrößert sich in einzelnen Fällen zur motorischen Ataxie. Am geringsten ausgeprägt zeigen ihn die Fälle 8 und 9.

3. Schulmässige Schrift. Buchstaben ohne zweckvolle Kürzungen oder Eigenformen. Eine Bereicherung der Schulform findet sich höchstens andeutungsweise und niemals bei den tiefstehenden Fällen. Fall 8 zeigt im F eine solche Bereicherung, ist aber im übrigen ein Musterbeispiel für Verarmung gegenüber der Schulvorlage.

4. Abweichungen von der geraden Linie in Zeilenführung und Buchstabenbildung.

5. Ataxie der Wort- und Satzelemente, sich äussernd in

- a) Wiederholungen von Buchstabenteilen, Buchstaben, Silben, Worten,
- b) Auslassungen derselben,
- c) unverständlichen Worten oder wortähnlichen Gebilden.

6. Mangelhafte oder fehlende Interpunktion. Nur in einem der neun Fälle ist sie ganz einwandfrei.

Diese charakteristischen Merkmale finden sich nun nicht etwa gleichmässig über alle Fälle verteilt, sondern es tritt hier mehr das eine, dort mehr das andere hervor, so dass es fast scheint, als vermöge eines das andere in gewisser Hinsicht und bis zu gewissem Grade zu ersetzen. Worauf es wesentlich ankommt, das ist ihrer aller Konstanz.

Damit ist schon gesagt, dass ein Merkmal für sich allein keinesfalls zu irgend welchen Folgerungen Anlass geben darf. Stets ist ihre

---

1) Ueber den Begriff des Kontinuums weiter unten Näheres.

Häufung notwendig. So kommt Tremor für sich allein auch bei anderen, z. B. alkoholischen Störungen vor. Schulförmige Schrift ist bei gewissen nichtssagenden, doch geistig normalen Menschen, auch bei berufsmässigen Schreibern häufig, ohne hier freilich den mehr kindlichen Duktus der Schwachsinnigen zu erreichen; und Schriftgetrenntheit, in Verbindung mit anderen, hier nicht zu erörternden Kennzeichen, gehört zu den wichtigsten Merkmalen gewisser produktiver, künstlerischer und wissenschaftlicher Köpfe, deren Denkarbeit sich vorzugsweise „intuitiv“ vollzieht, eine Intuitivität oder besser Induktivität, die mit der scheinbar induktiven Schrift der Schwachsinnigen sehr wenig oder nichts zu tun hat. Wie denn die meisten Menschen eine für jeden einzelnen charakteristische Mischung von De- und Induktivität zeigen.

Bei allen erläuterten Proben seine Gültigkeit behielt das Gesetz von der Periodizität der Aufmerksamkeitsschwankungen — bis auf einen Fall (4). Die Vorbedingung zu dieser seiner Durchbrechung ist vielleicht eine besonders akut einsetzende Hemmung, gegen die ein von Hause aus kräftiger Wille ankämpft. Es ist denkbar, dass solche Umkehrung des Gesetzes bei akuten Steigerungen katatonischer Zustände häufiger vorkommt. Dies festzustellen, wäre Sache besonderer Untersuchungen.

Ueberhaupt soll mit der Normierung obiger scheinbar so klaren und eindeutigen Ergebnisse keineswegs gesagt sein, dass damit nun die Frage nach den graphologischen Merkmalen der schweren Demenz restlos gelöst sei. Jeder der erwähnten Punkte birgt vielmehr seine besonderen, ihm untergeordneten Probleme, zu deren Erledigung es noch mannigfacher Spezialuntersuchungen bedürfen wird.

So ist vielleicht einmal an eine Klassifikation der Tremorarten bei den verschiedenen Schwachsinnsstufen, an ihre Analyse mittels Robert Sommer'scher Methoden, an die Feststellung ihres jeweiligen Verhältnisses zum Schreibdruck zu denken. So bietet die Veränderung des Willens, die Auflösung oder Veränderung des Charakters in ihren Beziehungen zur Demenz mancherlei interessante Probleme, deren Bearbeitung der Zukunft vorbehalten bleibt.

Ueberall aber wird es darauf ankommen, die Grundelemente der Veränderung auf ihren einfachsten, wenn irgend möglich zahlenmässig begrenzten Ausdruck zu bringen. Mit diesen elementaren Grundbegriffen ist dann weiter zu arbeiten.

Vorläufig ist eine solche exakteste Fassung, wie mir scheint, lediglich für das Symptom der Getrenntheit möglich.

Jede Beurteilung der Schriftgetrenntheit muss, das ist klar, von den Verhältnissen der Schulschrift ausgehen, nach welcher jedes



Wort, ja auch manche Buchstaben in eine bestimmte Anzahl von linearen Zusammenhängen zerfallen, welche von dem lernenden Kinde vorschrittmässig in einem Zuge geschrieben werden. Solche linearen Zusammenhänge, die hier aus Zweckmässigkeitsgründen „Schriftcontinua“ genannt seien, sind beispielsweise in dem (geschrieben gedachten) Worte

m/u/n/t/e/r

das m, das n, das e und das r. Das u zerfällt in zwei Continua, den Buchstabenkörper und den u-Haken, und das t hat gleichfalls zwei Continua, nämlich zunächst den Haar- + Grundstrich, sodann den Querstrich, zu dessen Bildung die Feder schulmässig absetzt.

Nun bleibt die sich entwickelnde Schrift bekanntlich nicht bei dieser Primitivität. Das Kind lernt vielmehr schon früh seine Buchstaben in gewissem Grade mit einander verbinden. Ein gewisser Verbundenheitsgrad wird ihm also zur Norm. So wird es das Wort „munter“ sehr bald in einem Zuge zu schreiben lernen, dem nur etwa der u-Haken nachträglich als neuer Federzug beigefügt wird.


Trotz oder eben wegen der Normalität dieses höheren Verbundenheitsgrades werden wir beim Suchen einer Formel von dem Begriff des Schriftcontinuums auszugehen haben. Haben wir doch oben konstatiert, dass diese selbe verbundene Schrift in der pathologischen Veränderung wieder in eine grössere Getrenntheit ihrer Elemente zerfällt.

Worauf es nun ankommt, das ist: festzustellen, in welchem Verhältnis die Zahl der Anstriche (Z. A.) in einem Wort oder Schriftstück zur Zahl der jedesmaligen Continua (Z. C.) steht. Da ein gewisser Verbundenheitsgrad als normal zu gelten hat, wird diese Anstrichzahl für gewöhnlich kleiner sein als die der Continua. Wenn wir die letztere mit x bezeichnen und darunter jeweils eine Ziffer verstehen, die grösser ist als 1, so können wir für die Normalschrift also folgende Formel aufstellen:


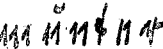
$$Z.A. : Z.C. = 1 : x \text{ oder } \frac{Z.A.}{Z.C.} = \frac{1}{x}$$

In Worten: Die Zahl der Anstriche verhält sich zur Zahl der Continua wie 1 zu x. Im Wortbeispiel „munter“ würde die Anwendung der Formel für die gewöhnliche Schreibweise: munter das Verhältnis von 3 zu 8 ergeben; denn mit dreimaligem Anstrich werden 8 Continua geschrieben.

Mit wachsender Getrenntheit verschiebt sich dieses Verhältnis zugunsten des Zählers und zuungunsten des Nenners. Das heisst, die Anstrichzahl wird im Verhältnis zur Zahl der Continua grösser.

In etwas getrennter Schrift würde das Wort etwa so geschrieben werden: . Das fragliche Ziffernverhältnis ist hier 6 : 8 oder kürzer 3 : 4, was sich treffend durch die Formel

$$Z.A. : Z.C. = 1 : (x - 1) \text{ oder } \frac{Z.A.}{Z.C.} = \frac{1}{x-1}$$
 ausdrücken liesse.

Nun soll der Getrenntheitsgrad wachsen, etwa so: . Dann hätten wir das Verhältnis 8 : 8 oder 1 : 1. Wächst die Getrenntheit noch weiter, etwa so: , dann haben wir gar das Verhältnis 12 : 8 oder 3 : 2; der Zähler ist also grösser geworden als der Nenner und die Formel muss nun lauten: 
$$\frac{Z.A.}{Z.C.} = \frac{x}{1}.$$

Demnach lauten die die progressive Getrenntheit veranschaulichenden Formeln:  $\frac{Z.A.}{Z.C.} = \frac{1}{x-1}$  oder  $\frac{1}{1}$  oder  $\frac{x}{1}$  und damit wäre der gesuchte prägnanteste Ausdruck für den jeweiligen Getrenntheitsgrad gefunden, der sich somit ziffernmässig bequem errechnen und festlegen lässt.

Um etwa den Getrenntheitsgrad einer kurzen Schriftprobe zu finden, berechnet man ihn Wort für Wort und nimmt dann den Durchschnitt. Handelt es sich um grössere Schriftstücke, so berechnet man ihn etwa für 10 oder 15 Worte, um dann hiervon den Durchschnitt zu nehmen.

So berechnet, weisen die oben verarbeiteten Schriftproben Nr. 3—9<sup>1)</sup> folgende Getrenntheitsgrade<sup>2)</sup> auf:

$$\frac{16}{15}, \frac{5}{8}, \frac{23}{20}, \frac{3}{4}, \frac{8}{9}, \frac{3}{4}, \frac{3}{4},$$

noch präziser ausgedrückt:

$$\frac{1,06}{1}, \frac{1}{1,6}, \frac{1,15}{1}, \frac{1}{1,333}, \frac{1}{1,125}, \frac{1}{1,333}, \frac{1}{1,333} \quad ^3)$$

Es ist hier also klar ersichtlich wie der Zähler in seinem Verhältnis zum Nenner bei den ersten, tiefststehenden, Fällen am grössten ist, um weiterhin dann abzunehmen. Grösser als der Nenner, entsprechend der Formel  $\frac{Z.A.}{Z.C.} = \frac{x}{1}$ , ist er lediglich ein paarmal zu Anfang, nachher nicht mehr.

1) Von Nr. 1 und 2 wurde abgesehen, da sie für diesen Zweck allzu unzureichend erschienen.

2) Es versteht sich, dass Schreibfehler, Auslassungen usw. nicht etwa verbessert, sondern so, wie sie waren, stehen gelassen wurden.

3) Die Normalwerte schwanken um  $\frac{2}{5}$  und  $\frac{1}{2}$  und steigen selten auf  $\frac{3}{5}$ .

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung ins Spezielle zu unserem allgemeinen Thema zurück.

Wir erläuterten oben, wie wünschenswert es sei, für empirisch Gefundenes auch den experimentellen Nachweis führen zu können. Dabei wiesen wir auf die Tatsache hin, dass eben dieser experimentelle Beweis vielfach von der Natur selbst geführt werde, indem gewisse tiefgreifende Wesensänderungen bei manchen Kranken notwendig mit ebenso tiefgreifenden Schriftänderungen verbunden sein müssten. Es bedarf, dafür spricht alles, nur der praktischen Nachprüfung, um diese Vermutung bestätigt zu finden.

Leider boten unsere obigen neun Fälle hierzu noch nicht die Gelegenheit. Bei den von Geburt an Schwachsinnigen (Fall 3, 7, 8) erübrigt sich die Prüfung älterer Schriftproben ipso facto. Bei den sekundär Verblödeten (Fälle 1, 2, 4—6, 9) erwies es sich, trotz mancher Bemühung, als unmöglich, Schriftproben aus der früheren gesunden Zeit zu beschaffen. Wir sahen uns deshalb nach Fällen um, wo die Bedingungen günstiger lagen, und lassen sie nun hier folgen.

In Schriftprobe 10 haben wir den Paralytiker K. G. vor uns und können an Hand der Einzelproben a—d verschiedene Stadien, gesunde und kranke, die sein Leben durchlief, anschaulich studieren.

G. war auf der Schule wenig begabt, still, in sich gekehrt, und hatte wenig Umgang. Er machte fast nichts mit und galt nach Aussage eines Schulkameraden für etwas „stumpfsinnig“. Nach dem Abitur wurde er Beamter bei der Hagelversicherung, blieb sich im Wesen aber gleich. Er diente als Einjähriger in Berlin und hat sich — vermutlich während dieser Zeit — mit Lues infiziert.

Aus seiner Dienstzeit stammt die Schriftprobe io a. Sie wurde, bei vollkommener geistiger Gesundheit, mit 21 Jahren verfasst und zeigt recht charakteristische Züge.

Die Schrift ist ausserordentlich druckschwach, rechtsläufig und steigt in dachziegelförmigem Typ ein wenig an. Rand wird etwas schmaler. Ziemlich grosse Rechtsschrägheit, — Neigungswinkel 45—55 Grad.

Ziemlich hoher Verbundenheitsgrad  $\frac{Z. A.}{Z. C.} = \frac{5,27}{12} = \frac{1}{2,27}$ . Das kleine d

ist mehrfach (nicht immer) mit dem Folgebuchstaben verbunden, der i-Punkt desgleichen (besonders in Zeile 3), der u-Haken einmal mit dem zugehörigen u-Körper.

Guirlandentyp vorherrschend. Schrift mittelweit. Grund- und Haarstrich kaum unterschiedlich. Buchstabenform der schulmässigen angenähert, doch einige Kurzformen (U in Zeile 2, G in Zeile 3, g und a in Zeile 1). Buchstaben eng. Unterlängen hie und da stärker entwickelt. Bei zwei nebeneinander

In der Hoffnung, daß ich heute das  
 Ungeordnete und das Ungeordnete landlich  
 schicklich mit sanfter Hand  
 für Carl

Schriftprobe 10 a. 1897.

- 1 Die Jagd sollte
- 2 das Meiste von uns
- 3 das beste, die besten
- 4 Statuten u. Verordnungen
- 5 Verordnungen, Verordnungen
- 6 u. Verordnungen, Verordnungen
- 7 jetzt mit der Jagd
- 8 soll zu bestehen. Das
- 9 meiste, die besten, die besten
- 10 meiste, die besten, die besten

Schriftprobe 10 b. 1911.

so ist das Ganze.

Schriftprobe 10 c. 1911.

so ist das Ganze.

Schriftprobe 10 d. 1913.

stehenden Oberlängen ist die erste stets niedriger (z. B. U in Zeile 2, ff in Zeile 1, st in Zeile 2). Schleifen meist zum Strich verschliffen. Grossbuchstaben nicht besonders betont, frei von Zutaten. Kleinbuchstaben von sehr wechselnder Grösse. a und o der verschlossenen Form genähert.

Beizeichen genau und mittelhoch gesetzt. Die 5 u-Haken von Zeile 1, 3 und 4 verschieden geformt. i-Punkt zuweilen strichförmig.

Anstriche leicht und zart geschwungen. J-Querstrich nach oben konkav. Endstriche zum Teil leicht rechtsläufig aufwärts geschwungen, zum Teil linksläufig zurückgebogen.

Interpunktion richtig und vollständig, aber kein Schlusspunkt. d-kopf zuweilen etwas zurückgeworfen, t-Querstrich schwach.

Der Urheber dieser Schriftprobe, soviel ist leicht zu sehen, hat sich gegenüber der oben angedeuteten Charakterschilderung im ganzen nur wenig verändert. Er ist wohl etwas geselliger<sup>1)</sup> geworden — vermutlich unter dem Zwange der beruflichen und später der militärischen Verhältnisse — dabei aber im Grunde der stille<sup>2)</sup>, etwas schüchterne<sup>3)</sup>, und devote<sup>4)</sup>, wenn auch gutartige<sup>5)</sup> und wenig egoistische<sup>6)</sup> Mensch geblieben, dessen Heiterkeit, wie man sagen könnte, keine langen Beine hat<sup>7)</sup>, sondern der angeborenen Nüchternheit immer schnell wieder Platz macht. Die Sinnlichkeit, der Sinn für das Materielle ist sehr gering.

Wie solche Menschen oft, ist er im Kleinen genau<sup>8)</sup> und sparsam<sup>9)</sup>. Seine Vorstellungskraft ist gering<sup>10)</sup>. Seine logische Denkfähigkeit normal entwickelt<sup>11)</sup>. Seine Bildung Durchschnitt.

Alles in allem, ein willensschwacher, aber gebildeter und natürlicher Mensch von gesundem Geiste.

Gehen wir nun zu Probe io b über. Sie ist mit 35 Jahren, also 14 Jahre später geschrieben, etwa 2 Jahre nach dem Ausbruch der ersten Krankheitserscheinungen. Bei ihrer Betrachtung ergeben sich ohne weiteres gewisse charakteristische Unterschiede gegenüber a.

---

1) Geschwungene Anfangs- und Endstriche. J-Querstrich nach oben konkav.

2) Druckschwache Schrift, Grund- und Haarstriche kaum verschieden.

3) wie 2.

4) Verschiedene Länge nebeneinander stehender Oberlängen.

5) Guirlanden.

6) Geringe Linksläufigkeit, keine Ecken, wenig Adduktion.

7) Dachziegelförmig steigende Worte.

8) Sorgfältig gesetzte Beizeichen und Interpunktion.

9) Schmäler werdender Rand, enge Buchstaben.

10) Schleifenmangel.

11) Deduktive Schrift.

Zunächst ist die die Schrift viel druckreicher und deutlich grösser. Hier die zahlenmässige Gegenüberstellung:

|                                                                             | in a    | in b   |
|-----------------------------------------------------------------------------|---------|--------|
| Durchschnittsgrösse der längenlosen Kleinbuchstaben etwa . . . . .          | 1,5 mm  | 3 mm   |
| Durchschnittsgrösse der Oberlängenbuchstaben etwa . . . . .                 | 5—6 „   | 6—7 „  |
| Durchschnittsgrösse der Unterlängenbuchstaben etwa . . . . .                | 5—6 „   | 6 „    |
| Durchschnittsgrösse der Buchstaben mit Ober- und Unterlängen etwa . . . . . | 11—12 „ | 9—10 „ |

Die Schrift b ist also im Hauptteil, d. h. in den Kleinbuchstaben etwa doppelt so gross als a. Die Ober- und Unterlängen sind um ein Geringes grösser, während die Buchstaben mit Doppellängen bemerkenswerter Weise sogar etwas kleiner sind.

Stellenweise ist die Schrift etwas schmierig. Grund- und Haarstrich auch hier kaum unterschieden. Der Rand wird nach unten zu breiter, im weiteren — hier nicht wiederzugebenden — Verlauf bis zur Mitte der Zeile, wobei gleichzeitig bemerkt sei, dass das Schriftstück bis in den letzten Winkel vollgeschrieben ist: es wird unter, neben und über den ursprünglich angelegten Zeilen geschrieben, wodurch die Klarheit des Ganzen entschieden leidet.

Die Dachziegelform blieb erhalten (besonders schön sichtbar in „Bedingungen“, Zeile 5, das ein dreimaliges Ansteigen der Schreibrichtung aufweist: „Bed-ing -ungen“). Die Schräge ist im ganzen unverändert, der Neigungswinkel beträgt also 45—55 Grad, geht jedoch gelegentlich auf 40 Grad herab (z. B. in „soll“, Zeile 1).

Die Verbundenheit ist etwas geringer:  $\frac{\text{Z. A.}}{\text{Z. C.}} = \frac{4,74}{10} = \frac{1}{2,10}$ . Das

kleine d ist nie mit dem Folgebuchstaben verbunden. i-Punkte und u-Haken stehen stets für sich. Ebenso des öfteren der einleitende Grossbuchstabe. Das grosse W (Zeile 2) ist in zwei Absätzen geschrieben. Einmal ist sogar das sonst verbundene st getrennt geschrieben (Zeile 8).

Guirlandentyp erhalten. Die grosse Enge der Buchstaben fällt auch hier auf. Buchstabenform in der Hauptsache nicht verändert. Die verschiedene Höhe der Kleinbuchstaben ist jedoch noch ausgesprochener (vergl. Wort 1, Zeile 3, oder Wort 1, Zeile 5). Immer stehen die vergrösserten Buchstaben oder Buchstabenteile mehr vorne im Wort oder Wortteil. Die Anstriche der Wortanfänge zeigen stärkeren Schwung (vergl. das B, H, d), ebenso die Endstriche (z. B. im d) und u-Haken, besonders letztere.

Die Interpunktion blieb korrekt.

Tremorerscheinungen zeigen sich in Probe b nicht, wohl aber in der kurzen Probe c, die einer der letzten Seiten desselben Schriftstückes entnommen und eigens deshalb wiedergegeben ist (vergl. die d und das h). Auslassungen und Wiederholungen sind in den Proben nicht enthalten. Doch

ergibt die Durchmusterung des ganzen — hier nicht wiederzugebenden — Schriftstückes eine ganze Reihe von Auslassungen.

Es sind sonach eine ganze Menge sichtbarer Veränderungen vorhanden, welche das Bild in sehr charakteristischer Weise beeinflussen. Ehe wir jedoch Vergleiche anstellen, ist zu erörtern, ob die Entstehungs-umstände beider Schriftproben sich ähnlich genug sind, um überhaupt Vergleiche zu gestatten. Ein und derselbe Mensch kann ja durch verschiedenartige Lebensumstände in ganz verschiedener Weise abgestimmt sein, so dass er diese, allerdings psychologisch begrenzte Verschiedenheit notwendig auch seinen Schriftäusserungen mitteilt.

Nun ist Probe a dem Schlussteil eines familiären, also zwanglosen Briefes entnommen. Der Briefschluss ist aber stets flüchtiger, sorgloser, unwillkürlicher als sein Anfang. Und hierin liegt die Parallele zur Entstehung von b. Probe b ist nämlich ein kleiner Ausschnitt der endlosen, gleichfalls sehr flüchtigen Schreibereien, welche der oft bettlägerige Kranke wochenlang produziert. Als Papier diente bei a ein gewöhnlicher Briefbogen, bei b ein Bogen grossen Aktenformates, den der Schreiber in der Mitte einkniff und dann beiderseits dicht mit seinen langatmigen Ausführungen füllte.

Die Seelenverfassung, in der a verfasst wurde, war — das ergibt der übrige Briefinhalt — ruhig und affektlos. Probe b dagegen zeigt dem gegenüber, gewisse Unterschiede, die allerdings, wie wir sehen werden, keiner augenblicklichen normal geistigen Andersstimmung entspringen, sondern eben dem Krankheitsvorgang selbst. Stellen wir zunächst fest, welcherlei Unterschiede das sind.

Die Hauptveränderung gegen a liegt ohne Frage in dem deutlich gesteigerten Selbstgefühl<sup>1)</sup>, das mit einer erhöhten Neigung zur Heiterkeit<sup>2)</sup> Hand in Hand geht. Prüfen wir, ob diesem erhöhten Selbstbewusstsein etwa Charaktereigenschaften entsprechen, welche es rechtfertigen und an Stelle des alten, doch ziemlich unbedeutenden Geistes getreten wären, so finden wir nichts dergleichen.

G. ist im Grunde ganz derselbe nüchterne Mensch wie vorher, dessen geistiges Inventar nach keiner Richtung zugenommen hat. Vielmehr ist sogar ein Rückgang nicht zu verkennen. Die Fähigkeit logischdeduktiven Denkens hat nachgelassen<sup>3)</sup>. Fähigkeit und Neigung, sich selbst zu beherrschen, sind geringer geworden<sup>4)</sup>. Die

---

1) Stärkerer Druck, grössere Schrift.

2) Schwungvollere An- und Endstriche, sowie u-Haken.

3) Etwas grössere Schriftgetrenntheit, vergl. die beiden Formeln.

4) Neigungswinkel hat Neigung, kleiner zu werden.

Zeichen psychomotorischer Hemmung<sup>1)</sup> verbinden sich mit denen für geistige Unklarheit<sup>2)</sup> und Flüchtigkeit<sup>3)</sup>. Mit viel Wahrscheinlichkeit kann auf Verschwendungssucht<sup>4)</sup> geschlossen werden. Auch ist an die Stelle der Unsinnlichkeit eine gewisse Neigung für sinnliche Genüsse<sup>5)</sup> getreten.

Alles in allem ein Bild, das für die bedeutende Steigerung des Selbstgefühls ganz und gar keine reale Grundlage aufdeckt. Im Gegenteil, die Diskrepanz beider Erscheinungsreihen lässt unschwer einen Grad von Urteilsschwäche erkennen, der bereits über die ersten Anfänge hinaus ist.

Ein Blick auf das klinische Bild gibt uns recht. Während der Niederschrift von io b befand sich der Patient in einem Dauerzustand euphorischer Manie, wie sie ja bei Paralytikern nicht selten sind. Er zeigte Ideenflucht und einen gewissen erhöhten Bewegungsdrang, der einestails durch beginnende Lähmungserscheinungen beeinträchtigt wurde, andernteils aber in der Abfassung jener zahllosen Schreibereien seinen Ausdruck fand. Es bestanden Grössenideen sehr wechselnden Inhalts und zum Teil deutlich schwachsinnigen Charakters. G. erklärte, aus fürstlichem Geblüt zu stammen, „denn sein Urgrossvater sei Kutscher bei der Königin Luise gewesen“. Er sei mit den Hohenzollern verwandt, habe eine Milliarde geerbt, sei Freimaurer und „wisse alles, dürfe aber nichts sagen“. Den Arzt nannte er einmal „Exzellenz“ und „Geheimrat“, ein andermal „Lump“, „Gauner“ usw. Viele unanständige Redensarten. Sehr gefräßig. Zuweilen beschmutzte und beschmierte er alles, lief auch wohl nackt im Saale umher und versuchte, mit anderen Kranken zu masturbieren.

Deutliche körperliche Lähmungserscheinungen: Linke Pupille > rechte. Lichtreaktion rechts schwach, links fehlend. Patellarreflex links schwach, rechts fehlend. Romberg +.

Wie u. a. schon aus der Art der Grössenideen hervorgeht, bestand bereits ein merklicher Grad von Schwachsinn. Abgesehen von der nachweislich wachsenden Schriftgetrenntheit fanden sich in seinen Schriftstücken zahlreiche Auslassungen und hie und da leichte Andeutungen von Tremor; alles Kennzeichen, welche an unsere früheren Ergebnisse erinnern und Merkzeichen zugleich für den nicht unerheblichen Grad geistiger Lähmung, welcher bereits erreicht ist.

1) Andeutungen von Tremor.

2) Unordentliche Form des ganzen Schriftstückes.

3) Auslassungen.

4) Auffällige Randverbreiterung, weite Zeilen.

5) Stellenweise etwas schmierige Schrift.



Das subjektive Kraftgefühl, das in den Grössenideen — nebst Begleiterscheinungen wie Verschwendungssucht — seinen prägnantesten Ausdruck findet, beruht also keineswegs auf einem wirklichen körperlichen oder geistigen Kraftzuwachs; es ist vielmehr die glänzende Atrappe, welche die beginnende Auflösung verdeckt. Diese Auflösung, deren tiefgründigstes Kennzeichen m. E. die zunehmende Schriftgetrenntheit ist. Liegt doch in ihr auch zugleich das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal der paralytisch-manischen Phase gegenüber der reinen Manie. Was beide eint, ist Bewegungsdrang, Ideenflucht, Euphorie und Selbstgefühl. Was sie trennt, das ist der früh einsetzende paralytische Schwachsinn, der sich klinisch hauptsächlich in der exzessiven Gestalt der Grössenideen und dem Verlust der feineren Moralgefühle ausdrückt, handschriftlich — wie gesagt — am klarsten in der Schriftgetrenntheit.

Statt ihrer scheint sich, wie ich feststellen konnte und an anderer Stelle ausführlicher besprochen habe<sup>1)</sup>, bei der gewöhnlichen Manie das genaue Gegenteil zu finden, nämlich eine wachsende Verbundenheit der Schrift. Und hiermit ist uns eine ausgezeichnete Handhabe gegeben, bereits aus der Schrift, ohne den Kranken selbst untersuchen zu müssen, differential-diagnostisch feststellen zu können, welcher besonderen Art seine manischen Symptome sind. Wir haben hier also ein treffliches Beispiel für den praktischen Wert, welchen die Pathographodiagnostik unter Umständen haben kann.

Genau zwei Jahre später als b und c ist die Probe io d niedergeschrieben, welche uns den geistigen Verfall in der Vollendung zeigt. Die Handschrift, welche hier knapp die geistige Höhe der Probe 3 erreicht, geht mit entsprechenden klinischen Erscheinungen Hand in Hand.

Der Kranke ist jetzt fast durchweg bettlägerig und zeigt kommende und gehende Symptome von Blasen- und Mastdarmlähmung. Er ist völlig verblödet und apathisch. Das Spiel wechselnder Grössenideen hat nachgelassen. Er nennt sich jetzt nur noch „Fürst Bismarek“. Sprache verwaschen, langsam, am Worte klebend, artikulatorisch gestört, dabei aber ganz gut verständlich. Stimmung durchgehends euphorisch. Reflexe wie oben. Tremor linguae et manuum.

Die Schriftprobe io d zu erzielen, machte bei der tiefen Verblödnng des Kranken einige Schwierigkeit. Mehr als seinen Vornamen vermochte er, wie das einleitende und abschliessende Gekritzeln ausweist, nicht mehr zu schreiben.

Das — übrigens ausserordentlich langsam geschriebene — Wort „Karl“ läuft in sinkender Zeile.

1) Ein Fall von zirkulärer Psychose, graphologisch gewürdigt. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. XX. 4.

Es zeigt stark ataktischen Tremor und mittleren Schreibdruck, der nach dem Wortende zu abnimmt. Grund- und Haarstrich verschieden. Die Ataxie tritt besonders im Schluss-l hervor, dessen Schleife, statt links-läufig, sehr inkorrekt Weise bei linksläufigem Ansatz rechtsläufig ist. Die Verbundenheit ist sehr gering. Der Getrenntheitsgrad beträgt  $\frac{5}{5}$  oder  $\frac{1}{1}$ , nähert sich also sichtlich dem oben beschriebenen Extrem und bedeutet gegenüber Probe 1 und c eine bedeutende weitere Steigerung<sup>1)</sup>.

Die Buchstabenform nähert sich sehr der vorschriftsmässigen Schulform, wie sich besonders deutlich aus den drei ersten Buchstaben ergibt. Verglichen mit den entsprechenden Formen der Probe b, zeigen die Buchstaben K, a und r von Probe d einen Verlust der individuellen Eigenart, eine Rückkehr zum farblosen Elementaren, wie sie nur durch den alle Charakteristika allmählich vernichtenden Verblödungsprozess erklärlich erscheint.

Alles in allem haben wir also in Schriftprobe 10 einen hübschen Experimentalfall für den graphologischen Niederschlag fortschreitenden Schwachsinnnes.

Wir konstatieren als erstes Zeichen der psycho-graphologischen Veränderung eine wachsende Unstimmigkeit zwischen der subjektiven Selbstschätzung des Kranken und dem objektiven Prüfungsbefunde seines geistigen Bestandes, als dessen auffälligstes Warnzeichen und Prognostikon der wachsende Getrenntheitsgrad zu gelten hat. Dieser Getrenntheitsgrad erreicht in Probe d seine grösste Höhe und wird, im Sinne terminaler Vernichtung der Persönlichkeit, vervollständigt durch den ataktischen Tremor und die schulmässige Buchstabengestaltung.

Es versteht sich, dass die wiedergegebenen Proben a bis d lediglich als markante Etappen auf dem Rückentwicklungsgange der Handschrift aufzufassen sind. Stünden uns noch weitere Proben aus den Zwischenzeiten zur Verfügung, so würden wir ohne Zweifel auch noch weitere Uebergangserscheinungen registrieren können.

Wenden wir uns nun zu Fall 11.

Wir haben hier W. Sch., einen jungen Mann aus guter Familie, vor uns. S. hat in Berlin nicht weniger als 6 Schulen nacheinander besucht, es jedoch erst mit 18 Jahren zum Einjährigenzeugnis gebracht, vermutlich also keine allzu hohe Begabung. Er selber hielt sich für künstlerisch beanlagt, schrieb und zeichnete allerlei Dilettantisches und legte in einem Tagebuche, das ich durchsehen konnte, seine sehr unreifen Wünsche bezüglich einer künstlerischen Laufbahn nieder.

Diesem, mit 18 Jahren verfassten, Tagebuche und zwar einem darin enthaltenen schriftstellerischen Versuche (Liebesszene in Venedig) ist auch die Schriftprobe 11 a entnommen. Sie bietet folgende Charakteristika:

1) Jeder neue Anstrich ist durch ein Kreuzchen markiert.



Ziemlich kleine und enge, vorwiegend eckige Schrift, die den Raum gut ausnutzt. Rand schmal. Zeilenabstand wechselnd. Worte vielfach gedrängt stehend. Zeilenrichtung ansteigend. Wortrichtung wechselnd, zuweilen ansteigend, zuweilen abfallend, zuweilen auch erst steigend, dann fallend. Rechts-schräge Schrift: Neigungswinkel 45—55 Grad, nur in einzelnen Buchstaben auf 60—70 Grad steigend (z. B. im zweiten h, Zeile 4, Wort i; im g, Zeile 4, Wort 4). Grund- und Haarstrich nur in den Längen schärfer voneinander abgesetzt, aber auch da nicht immer.

Mässige Verbundenheit. Die Formel für den Getrenntheitsgrad lautet:

$$\frac{Z. A.}{Z. C.} = \frac{10,55}{24} = \frac{1}{2,27}$$

d-Köpfe meist mit dem Folgebuchstaben verbunden. Manche Kleinbuchstaben in Absätzen geschrieben (z. B. das e, Zeile 3, Wort 3; der u-Körper in Zeile 6, Wort 3; das n in Zeile 6, Wort 5).

Die Schrift nähert sich hie und da dem Guirlandentyp, zeigt jedoch auch vielfach Ansätze zum Arkadenduktus (so im ersten e, Zeile 5) und gelegentlich Fadenbindung (so im c des sch, Zeile 5, Wort 2).

Interpunktion korrekt. Beizeichen vollständig und hoch gesetzt. i-Punkte oft strichförmig, meist in der Verlängerung des Grundstriches, zuweilen vor dieselbe gesetzt. u-Haken bald flach und gestreckt (z. B. Zeile 1, Wort 3), bald nach oben konkav (Zeile 2), gelegentlich mit Anzeichen von Einrollung (Zeile 3, Wort 4; Zeile 4, Wort 1).

Schleifen sehr verschieden entwickelt, bald sehr schmal, bald ziemlich weit. Der Abstrich der unteren Schleifen oft kolbig verdickt. Untere wie obere Schleifen zuweilen zu einem dicken Strich verschliffen. Ober- und Untertönen greifen ein paar mal, doch selten, in die Nachbarzeile über. Die Leserlichkeit der Schrift bleibt ungestört.

Die Buchstabenform zeigt entschieden Ansätze individuellen Gepräges, so unter den Grossbuchstaben das S, das L, das H und das St. Im L und St, wie auch im kleinen z finden sich auch Kürzungen. Die grossen G und die kleinen a und o sind oben meist offen. Manche Buchstaben werden, anscheinend um der Deutlichkeit willen, nachträglich ergänzt: so das kleine a in „auf“, Zeile 1; in „an“, Zeile 3; und in „Unzahl“, Zeile 6; in letzterem Wort auch das grosse U.

Sehr wechselnd ist die Grösse der Kleinbuchstaben, auch innerhalb desselben Wortes. Ja, die Höhe der einzelnen Buchstabenteile ist häufig unter sich verschieden. Die einleitenden kleinen i in Zeile 3 sind fast auf einen kurzen Haken oder Punkt reduziert.

Das Verhältnis der Gross- zu den Kleinbuchstaben bietet im ganzen nichts Auffälliges.

Die Anstriche sind fast durchweg kurz und zart, nur hie und da zeigen sie leichten Schwung, z. B. im grossen U und H von Zeile 6. Die Endstriche laufen teils spitz aus (z. B. Zeile 3, Wort 4; Zeile 4, viert- und vorletztes Wort; Zeile 6, viert- und fünftes Wort), teils zeigen sie ein ganz kleines, rück-

läufiges Häkchen (z. B. Zeile 3, Wort 2; Zeile 4, Wort 1 und 5; Zeile 5, Worte 3, 4, 6 und 8). Die rückläufigen Schluss Schleifen im t und f sind zuweilen ganz kräftig gezogen (z. B. Zeile 3, Wort 4; Zeile 5, Wort 3; Zeile 6, drittleztes Wort), zuweilen aber auch schwach entwickelt (z. B. im letzten f, Zeile 2, Wort 5).

In kurzen Worten zusammengefasst, imponiert als Hauptkennzeichen dieser Handschrift ihre bedeutende Labilität. Die sich besonders im Einzelwort aussprechende Unsicherheit der Zeilenführung, die stark wechselnde Grösse der Kleinbuchstaben und ihrer Elemente unter einander, die fast durchgängige Schrägheit und besonders auch der schwankende Bindungstyp lassen einen äusserst reagiblen Charakter vermuten, der sich seinen wechselnden Stimmungen und Eindrücken bis zur Haltlosigkeit hingibt. Schwache Ansätze zur Konzilianz<sup>1)</sup>, zur Selbstbeherrschung<sup>2)</sup>, zu energischem Handeln<sup>3)</sup>, tauchen wohl — selten einmal — auf, werden aber vom Leitmotiv des Egoismus<sup>4)</sup> durchaus überwuchert. Der allgemeinen inneren Haltlosigkeit entspricht auch der unverkennbare gelegentliche Hang zur Lüge<sup>5)</sup>, der seltsam mit der — gleichfalls akzidentell vorhandenen — kindlichen Offenheit<sup>6)</sup> kontrastiert. Zu alledem gesellt sich logisch, als weiterer unsozialer Zug, die Reizbarkeit<sup>7)</sup>, welche sich häufig zu Akten der Brutalität<sup>8)</sup> steigern dürfte.

Eine gewisse Geistesbildung<sup>9)</sup> ist sicher vorhanden. Stärkere künstlerische Fähigkeiten gehen aus der Schrift indessen nicht hervor, wengleich gewisse Anzeichen für Phantasie vorhanden sind (Schleifenentwicklung, Schrägschrift). Auch ist die Intelligenz wenig klar<sup>10)</sup>, das logische Denken gering entwickelt<sup>11)</sup>.

Wie wenig dem Schreiber selbst dieser krankhaft abnorme Charakter seiner Gesamtanlage zum Bewusstsein kam, geht u. a. aus der

- 
- 1) Andeutungen von Guirlanden.
  - 2) Stellenweise steilere Schriftlage.
  - 3) Gelegentlich druckreichere Grundstriche.
  - 4) Vorwiegend eckige Schriftbindung.
  - 5) Andeutungen von Arkaden, wechselnder Bindungstyp, gewundene Zeichen, Andeutungen von Einrollung des u-Hakens.
  - 6) Offene G, a, o und u-Haken.
  - 7) Spitz auslaufende Endstriche.
  - 8) Kolbig anschwellende Unterlängen.
  - 9) Andeutungen von individueller Eigenart mancher Schriftzeichen, auch Kürzungen.
  - 10) Unregelmässig gedrängte Schrift, wechselnder Zeilenabstand, Unterlängen zuweilen etwas in die Folgezeile übergreifend.
  - 11) Mässige Verbundenheit.

optimistischen Stimmung hervor, die sich in der sehr aufsteigenden Linie seiner Handschrift ausspricht. Sie ist nur erklärlich aus einem Mangel an Einsicht in das eigene Wesen, der notwendig eine Ueberschätzung der eigenen Fähigkeiten nach sich zog.

Keinem Zweifel unterliegt also, dass S. bereits zur Zeit der Niederschrift dieser Probe alles andere war, als ein normaler Mensch. Er muss vielmehr als etwas beschränkter Psychopath mit hysterischem Einschlag angesehen werden. Erkundigungen bei der Familie haben denn auch ergeben, dass dies zutrifft.

Er war „unwahr und lügnerisch“, meldet die Auskunft einer nahen Verwandten, um dann fortzufahren: „Er war oft sehr jähzornig. Wenn er sich z. B. mit seinem älteren Bruder erzürnte, wurde er so wütend, dass er sich gar nicht zu mässigen wusste; dann stürmte er aus dem Hause und lief ohne Kopfbedeckung wer weiss wie weit fort, um erst nach Stunden wieder zurückzukehren . . . . Mit der<sup>1)</sup> Mutter stand er sich zuletzt gar nicht mehr, hat sie direkt misshandelt. Er war sehr von seinem Können eingenommen, überhaupt etwas hochmütig veranlagt, wollte nur mit erstklassigen Menschen verkehren, wie er sich ausdrückte. Die Stimmung war oft schwankend; manchmal ging er sehr energisch auf sein Ziel los, dann wieder wusste er sich gar nicht zu raten. Begabt war er in der Hauptsache wohl nur im Zeichnen<sup>2)</sup>. Phantasievoll war er entschieden.“

Diese Schilderung entspricht, wie wir sehen, in den Grundzügen durchaus unseren obigen Annahmen. Offen bleibt dabei die Frage, ob es sich hier um einen angeborenen oder um einen erst allmählich erworbenen Zustand handelt. Praktisch ist das ja auch ohne Bedeutung. Worauf es ankommt, ist die Tatsache, dass ein Mensch von den geschilderten Qualitäten unmöglich glatt durchs Leben kommen konnte, vielmehr sehr bald Schiffbruch erleiden musste.

Auch gehen wir schwerlich mit der Vermutung fehl, dass — wie oft, so auch hier — die kritische Pubertätszeit eine Steigerung der vorhandenen Erscheinungen nach der pathologischen Seite hin mit sich brachte. Aus alledem ergeben sich die folgenden Ereignisse eigentlich von selbst.

Nach dem Austritt aus der Schule (1904) beschäftigte sich S. nach einander bei einem Maurermeister, in einer Kunstschule und schliesslich auf der Darmstädter Hochschule. Ausgehalten oder wirklich etwas profitiert hat er nirgends. Hiernach war er in mehreren Bureaux tätig

---

1) Uebrigens selber hochgradig psychopathischen.

2) Vgl. weiter unten.

und kam zuletzt, da er sich als „völlig unfähig“ erwies, „draussen in geordneter Weise einem Berufe nachgehen zu können“, und „episodisch an allerlei phantastischen Wahnvorstellungen im Sinne krankhafter Selbstüberschätzung litt“, in psychiatrische Behandlung.

Nach vorübergehendem Aufenthalt bei Laehr-Zehlendorf und in Buch-Berlin wurde er 1909 unserer Anstalt zugeführt, wo er sich seitdem aufhält.

Wir haben ihn kennen gelernt als überaus verlogenen, launischen, sehr von sich eingenommenen jungen Mann, der sich zu irgend einer regelmässigen Beschäftigung — z. B. mit Maler- oder Schreibaarbeit — als völlig untauglich erwies. Er liest und schreibt viel, aber ohne tieferes Verständnis und anhaltenderes Interesse. Seine Bücher und Hefte beschmiert er mit albernen Glossen und wertlosen Randzeichnungen, die in der Regel ein und dasselbe Motiv ins Endlose wiederholen. Mit Vorliebe zeichnet er bärtige Männerköpfe, die zuweilen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bilde des Kaisers erkennen lassen. Alles ist sehr schablonenhaft und unentwickelt; jedenfalls geht eine besondere zeichnerische Begabung aus dem Produzierten nicht hervor. Patient besitzt auch eine Geige, vernachlässigte sie aber völlig und ruinierte sie schliesslich. Zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubt, stellt er sich auf einen Fleck und stimmt in hellem Diskant dieses oder jenes bekannte Opernmotiv an, z. B. einmal das Intermezzo aus der „Cavalleria“.

Seine Haltung ist oft äusserst gespreizt und unnatürlich. Er zeigt stereotype Stellungen und Geberden, grimmassiert viel und speichelt hie und da. Sein ganzes Wesen hat etwas kindisch Albernese, ja Läppische. Seine Selbstüberschätzung exazerbiert öfters in ausgesprochenen Grössenideen, deren keine aber von Bestand ist. S. spricht davon, dass er „Gottes Sohn“, der „Welterlöser“, der „Adoptivsohn des Kaisers“ oder „Jesus Christus“ sei. Er möchte „König von Albanien“ werden, ein andermal Schutzmann, Schreiber oder Schneiderlehrling. Will nach Island reisen. Häufig Streit mit Personal und Kranken, da er sich leicht benachteiligt glaubt. Will dem Oberpfleger „den Kopf abhacken lassen“. Glaubte sich von Pflegern und Mitkranken „hypnotisiert“, „bezaubert“ — liegt dann in abwehrender Haltung da. Gelegentlich aggressiv. Homosexuelle Neigungen, die ungeniert gezeigt werden. Oefters, wohl auf Grund von Geschmackstäuschungen, Vergiftungsideen. Auch hypochondrische Klagen und hie und da Selbstmordgedanken kommen vor.

Ein gewisses Krankheitsgefühl scheint vorhanden: S. ist zuweilen ganz umgänglich und vorübergehend relativ einsichtig. Er hat dann

auch den Drang nach einer nützlichen Wirksamkeit, vermag diesen Trieb freilich nie festzuhalten.

Der Schwachsinn des Kranken ist unbezweifelbar, wie denn das geschilderte Krankheitsbild wohl einzig der *Dementia praecox* zugezählt werden darf.

Unverkennbar hat sich der Gesamtzustand seit 1904 verschlimmert, und es bleibt nunmehr zu prüfen, ob sich dieser fortschreitende Verblödungsprozess auch in der Handschrift ausspricht.

Die Proben 11b und c sind der letzten Seite eines 7 Jahre nach a von S. verfassten ausführlichen Lebenslaufes entnommen. Sie standen im Original dicht unter einander. Die gewöhnliche Schrift des Kranken ist jedoch die der Probe c, während Probe b einen nur hie und da zeilenweise eingesprengten, also stark willkürlichen Schriftduktus darstellt. Ueber diesen ist nachher zu reden. Zunächst hat uns Probe c als Beispiel der von S. gewöhnlich verwandten Schriftweise zu beschäftigen. Sodann sind die Unterschiede gegenüber Probe a zweckmässig hervorzuheben.

Wie der erste Blick lehrt, hat sich die Schrift gegenüber a ganz bedeutend vergrössert. Hier die zahlenmässige Gegenüberstellung:

|                                                                        | c      | a      |
|------------------------------------------------------------------------|--------|--------|
| Durchschnittsgrösse der längenlosen Kleinbuchstaben . . . . .          | 1—2 mm | 3—4 mm |
| Durchschnittsgrösse der Oberlängenbuchstaben                           | 6—7 „  | 9—10 „ |
| Durchschnittsgrösse der Unterlängenbuchstaben                          | 6—7 „  | 10 „   |
| Durchschnittsgrösse der Buchstaben mit Ober- und Unterlängen . . . . . | 10 „   | 16 „   |

Die Schrift c ist also in den Kleinbuchstaben etwa doppelt so gross, in den übrigen Buchstaben etwa  $1\frac{1}{2}$  mal so gross als Schrift a. Auch ist sie druckreicher geworden. Schräglage im ganzen dieselbe, nämlich  $45-55^\circ$ . Die grösste Steile, zu der sie sich aufrichtet, ist hier nur  $65^\circ$  (z. B. im ersten d Zeile 2, im ersten h Zeile 3).

Der Verbundenheitsgrad ist geringer, die Getrenntheit grösser geworden. Die kleinen d sind nie mit dem Folgebuchstaben verbunden.

Die Berechnung ergibt die Formel:

$$\frac{Z. A.}{Z. C.} = \frac{5,58}{12} = \frac{1}{2,15}.$$

Der Rand wird breiter. Die Zeilenrichtung ist absteigend und zeigt zuweilen Wellenform (besonders Zeile 4), beides im Gegensatz zu a. Die Schrift ist zwar leserlich geblieben, doch greifen die Längsbuchstaben weit häufiger und störender ins Gebiet der Nachbarzeilen über. Die ganze Schrift macht einen volleren Eindruck, was hauptsächlich auf die durchweg starke Ausbuchtung der Schleifen zurückzuführen ist.



Der Bindungstyp wechselt zwischen Ecken- und Girlandenbildung. Gelegentlich ist eine Arkade eingesprengt (z. B. im ersten i, Zeile 2, im ersten c, Zeile 3). Er entspricht also etwa dem von a. Auch Interpunktion und Beizeichen sind sich gleich geblieben. Nur sind die — auch hier oft strichförmigen — i-Punkte, entsprechend dem stärkeren Schriftdruck, derber und die u-Haken jetzt durchweg und vollkommen eingerollt (Zeile 4).

Wort-An- und -Endstriche sind stärker und schwungvoller, zuweilen weit ausladend (z. B. im grossen R Zeile 2). Die Endstriche zeigen auch hier oft das kleine rückläufige Häkchen, das sich im Schluss-s (z. B. in Zeile 2) — im Gegensatz zu Probe a — sogar zu einem stark adduktiven Haken ausgewachsen hat. Auch die linksläufige Schlusschleife des t ist weit entwickelter als in Probe a.

Die zur Schrift im richtigen Verhältnis stehenden Grossbuchstaben zeigen im ganzen keine Bereicherungen, aber auch keine Vereinfachungen, wie denn überhaupt die ganze Schrift, der Form nach, gegenüber a eine Rückkehr zu schulmässigerem Typus bedeutet.

Die Grösse der Kleinbuchstaben ist gleichmässiger.

Was sich in der Probe c gegenüber Probe a verändert bzw. verstärkt hat, das sind also — kurz gesagt — die Züge für Selbstgefühl<sup>1)</sup>, für Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, d. h. Phantasie<sup>2)</sup>, für Lüge<sup>3)</sup> und intellektuelle Schwäche<sup>4)</sup>.

Das entspricht, wie wir sahen, dem klinischen Bilde.

Die gesteigerte Phantasietätigkeit und das gehobene Selbstgefühl finden in den Sinnestäuschungen und Grössenvorstellungen ihren prägnantesten Ausdruck; und dass die Lügenhaftigkeit eher zu- als abgenommen hat, erweist die tägliche Beobachtung zur Genüge, die uns den Kranken als gänzlich unzuverlässiges Element kennen lehrte.

Durch das ganze Gewebe seines geistigen Auf- oder vielmehr Abbaus jedoch zieht sich als roter Faden der progressive Schwachsinn, unter dessen Zeichen sich das Schicksal des Patienten denn auch klinisch vollenden dürfte.

Auffallend ist auch — im Gegensatz zu Probe a — die Umwandlung der ansteigenden in eine wesentlich absteigende Schrift. Zur Zeit jener ersten Niederschrift hatte S. das Leben noch vor sich, er hatte Zukunftspläne und durfte immerhin hoffen, den einen oder anderen verwirklichen zu können. Die zweite Niederschrift aber fällt bereits in

---

1) Druck, grosse Schrift.

2) Weite Schleifen, schwungvolle Schrift.

3) Arkaden, Wellenform, eingerollte u-Haken, vielleicht auch das unten geschlossene „s“.

4) Grössere Getrenntheit, schulmässige Schrift, Ineinandergreifen der Zeilen.

die Jahre des Anstaltsaufenthalts, also in eine Zeit, wo sich der Kranke mit dem Schicksal der Zukunftslosigkeit abfinden musste. Dass dies nur widerwillig und schwer geschieht, beweist der immer wieder gelegentlich aufflackernde Wunsch, es noch einmal mit dieser oder jener Stellung zu versuchen. Die niedrig gesteckten Grenzen seines wirklichen Könnens zu erkennen, ist er — eben infolge seiner geistigen Schwäche — nicht imstande. So wird die absteigende Schriftlinie als Ausdruck der notgedrungen pessimistischen Grundstimmung zu deuten sein, die ihm aus dem Zusammenstoss von Psychoorganismus und Umwelt erwachsen musste.

Die brutalen Jähzornausbrüche von früher hat S. in der Anstalt nicht mehr gezeigt; und in der Tat hat sich der entsprechende graphologische Zug — die Keulen in den Unterlängen — jetzt aus der Schrift verloren.

Beschäftigen wir uns nun mit Probe b, deren exquisit willkürlichen Charakter wir ex juvantibus bereits oben feststellten.

Diese Willkürlichkeit wird auch durch die Lokalisation jener Probe wahrscheinlich gemacht. Probe b stand nicht in der Mitte, sondern nach dem Ende des Schriftstückes zu. Bereits mehrfach bezogen wir uns auf das graphologische Gesetz, nach welchem eine Schrift gegen Ende des Wortes, der Zeile, der Seite oder des ganzen Schriftstückes ungezwungener, also natürlicher und wahrer zu werden pflegt. Eben von diesem Gesichtspunkte aus trafen wir die Auswahl der Probe c; gerade im letzten Teile des Schriftstückes musste sich das geistige Wesen des Schreibers am unverfälschtesten offenbaren. Allem Anschein nach hat auch S. selber diese zunehmende Ungezwungenheit seiner Schrift bemerkt, sei es vielleicht auch nur in Gestalt eines dunklen Gefühls. Als Mensch, zu dessen wesentlichen Charaktereigenschaften der Hang zum Unwahren, zur Lüge, also zur Verstellung gehört, konnte ihm diese Wahrnehmung durchaus nicht angenehm sein; musste er doch damit rechnen, sich in der Schrift aufrichtiger zu spiegeln, als es seinem Wunsche und Wesen entsprach. Zudem schwebte dem — von Hause aus gebildeten, aus guter Familie stammenden — Menschen wohl, trotz seines Schwachsinn, immer noch eine Art Bildungsideal vor, ein Idealzustand geistiger Reife, von dessen Erreichung er sich mehr instinktiv als durch klare Erkenntnis ausgeschlossen sah. Möglicherweise hat er auch die rückläufige Veränderung seiner Handschrift — mag sein unbewusst — bemerkt und sie gefühlsmässig richtig bewertet. Dafür spricht die eigenartig bezeichnende Antwort, die er auf eine Frage nach dem Grunde des plötzlichen Schriftwechsels gab. „Diese Schrift,“ sagte er, „ist mehr ausgeschrieben. So schreibe ich, wenn ich die intelligente Gemütsstimmung habe.“

Die psychologische Motivierung des ganzen Aktes ist also klar genug. Der Gegensatz zwischen b und c ist sozusagen der Gegensatz zwischen dem, was der Kranke ist, und dem, was er gerne sein möchte, es ist der Gegensatz zwischen Wollen und Können. Der Kranke S. möchte der entwickeltere Mensch mit der ausgeschriebenen, flüssigeren Handschrift b sein, wird jedoch durch sein Leiden auf dem kindlich-schwachsinnigen Niveau von c festgehalten.

Im übrigen kennen wir ja den eigentümlich schubweisen Verlauf der Dementia praecox und wissen, dass die schweren Hemmungen, welche den Geist und seine Entwicklung belasten, zuweilen temporär den Griff lockern können und einem — meist freilich kurzen — freien Intervall Raum geben.

Nun ein paar Worte über den Schriftcharakter von b.

Es handelt sich da um eine weite Fadenschrift, in der zahlreiche Kleinbuchstaben zu Strichen verschliffen sind, ohne jedoch die Gesamtleserlichkeit aufzuheben. Zeile etwas ansteigend. Rand schmal. Neigungswinkel 45—55°. Die Schrift ist im ganzen etwas schräger als c. Druck mittelstark. Grund- und Haarstrich teils scharf, teils wenig von einander abgesetzt.

Die Berechnung des Getrennthetsgrades ergibt den Satz:

$$\frac{Z. A.}{Z. C.} = \frac{10,3785}{24} = \frac{1}{2,31}.$$

Es werden also mit einem Anstrich durchschnittlich 2,31 Schriftcontinua geformt, womit die Verbundenheit nicht nur grösser ist als in c, sondern sogar noch a übertrifft.

Ober- und Unterlängen kräftig entwickelt. Schleifen weit schmäler als in c. Grossbuchstaben vereinfacht und individuell gekürzt (vgl. das K, G, R). Beizeichen lückenlos, hoch gesetzt. u-Haken in der Regel völlig geschlossen.

Der Unterschied gegen c ist also, wie wir sehen, recht beträchtlich, und nicht geleugnet kann werden, dass dieses Schrifteinsprengsel eine Veränderung im Sinne höherer Intelligenz involviert. Das sagt uns schon der gebildeteren Schriftcharakter x (Vereinfachungen), das Zurücktreten der Schleifenfülle und die grössere Verbundenheit.

Zugleich aber ist die Handschrift in toto ein schönes Beispiel ausserordentlicher Verstellung. Häufig ist ja die Fadenform einerseits gerade bei solchen Menschen beliebt, die unwahr, verlogen und falsch sind, andererseits bei gewandten, diplomatischen Naturen, die gewohnheitsmässig eine Maske tragen<sup>1)</sup>.

Auch bei S. bedeutet diese Schrift zweifellos eine Maske, die seiner zur Verstellung neigenden Natur entspricht. Er trägt in ihr die Maske

1) Gelegentlich kommt diese Schriftform auch bei grosser Eile vor. Dieses Motiv kommt hier jedoch nicht in Frage.

der Intelligenz und ist offenkundig bestrebt, den ihn in Wahrheit beherrschenden Schwachsinn — wie im Auftreten, so auch in der Schrift — zu dissimulieren.

Bedenkt man, dass der Verbundenheitsgrad sonst zu den konstantesten Merkmalen einer Schrift gehört, so weiss man die Gewandtheit dieser Verstellung erst völlig zu würdigen. Auch die auf einmal einsetzende ansteigende Zeilenrichtung illustriert diese Gewandtheit bestens. Das Bewusstsein, sich mit Erfolg zu verstellen, löst in dem Schreiber augenblicklich ein zuversichtliches Lust- und Glücksgefühl aus, das die Wolken seines sonstigen mutlosen Pessimismus (absteigende Zeilen!) vorübergehend verschuecht.

Die unmittelbare Anregung zu dieser Schauspielerei hat dabei sicher in äusseren Umständen gelegen. Der Kranke hat das ganze Schriftstück nicht spontan, sondern auf ärztliches Geheiss abgefasst. In Schriftstücken, die einem bestimmten Zweck dienen sollen, ist der Willkür aber immer ein breiteres Feld eingeräumt als in anderen. Der Willkür, das will sagen: der mehr oder weniger bewussten Umgestaltung in gewisser Absicht. Selten wird beispielsweise jemand ein offizielles Gesuch in der Schrift eines intimen Tagebuches abfassen.

So hat auch S. gehandelt. Als er sich auf Seite 4 seines Schriftstückes graphologisch gehen liess und dies mehr oder weniger bewusst empfand, schritt er zu grösstmöglicher bewusster Verstellung, ohne diese freilich länger als ein paar Zeilen lang festhalten zu können.

Die Beurteilung seines Geisteszustandes hat nach alledem ihr Hauptaugenmerk auf seine Gewohnheitsschrift zu richten und wird in dem interessanten Einschießel lediglich den wertvollen Beleg eines bestimmten Charakterzuges sehen, der sich bereits aus der sonstigen Schrift einwandfrei ergab<sup>1)</sup>.

Probe d ist zwei Jahre später verfasst und entstammt einem vertraulichen Briefe an die Mutter.

Hier sehen wir die beiden Schriftarten abermals; doch ist die Fadenschrift lange nicht so ausgeprägt als in b. Sie findet sich allein im letzten Worte der zweiten, sowie in der ganzen dritten Zeile. Dass sie demnach just im Anfang des Briefes steht, entspricht nur dem durchschnittlich willkürlicheren Charakter aller Schriftanfänge. Da sie, wie gesagt, geringer entwickelt ist als in b, so ist naturgemäss auch

---

1) Nicht weniger, aber auch nicht mehr! Als Hauptschrift wird man das Einschießel ebensowenig ansehen dürfen, wie man eine absichtlich gezogene Fratze als das eigentliche Gesicht eines Menschen betrachtet.

ihre Verbundenheit geringer. Der Getrenntheitsgrad wurde für die fünf Fadenschriftworte auf  $\frac{1}{2,21}$  berechnet, damit steht er nicht nur der Probe b mit  $\frac{1}{2,31}$ , sondern selbst der Probe a nach, die der Formel  $\frac{1}{2,27}$  folgte, illustriert also deutlich den Rückgang.

Vermutlich ist der Schwachsinn mittlerweile so weit vorgeschritten, dass S. nicht mehr zu einer so vollkommenen Dissimulation imstande ist, wie sie ihm in Probe b gelang.

Auch sonst zeigt Probe d einige Besonderheiten, die registriert sein mögen. Die leicht aufgerichteten d-Köpfe<sup>1)</sup>, das mit seiner Basisschleife vom Boden abgehobene B<sup>2)</sup> und die exzessiv nach links zurückgeworfenen u-Haken<sup>3)</sup>, welche sogar den vorhergehenden Buchstaben mitüberdachen.

Weitere Veränderungen bot das Schriftstück, dem Probe d entnommen wurde, nicht, so dass auf einen grösseren Ausschnitt verzichtet werden konnte. Immerhin ist auch aus diesen wenigen Neuerungen das langsame Fortschreiten des Verblödungsprozesses ersichtlich. Spätere Jahre dürften weitere Belege liefern.

In der — vorläufig letzten — Schriftprobe (Nr. 12) haben wir es mit der ledigen Posamentier- und Kurzwarenhändlerin W. M. zu tun. Ueber ihre Jugend steht aktenmässig nur fest, dass sie immer „froh und guter Dinge“, also offenbar heiteren Temperamentes gewesen ist. Sie besass ein eigenes Geschäft, von dem sie lebte, so gut es ging.

Aus dieser Zeit einer tätigen Wirksamkeit stammen die Proben 12 a und b, die mit 26 Jahren geschrieben und einem an eine Schwester gerichteten vertraulichen Briefe entnommen sind. Probe a stand auf der zweiten, Probe b auf der letzten Seite kurz vor dem Schlusse.

Die Schrift in beiden ist klein und ziemlich druckschwach. Der Rand verbreitert sich ein wenig nach unten. Grund- und Haarstrich meist kaum verschieden. Zeilenrichtung sehr wechselnd. In Probe a sinkt sie zunächst regelmässig um ein geringes, um sodann bis zum Schlusse deutlich anzusteigen. Zeile 6 und 9 sind wellenförmig, Zeile 7 und 8 sinken leicht ab.

Schriftlage rechts-schräg. Neigungswinkel in a durchschnittlich 55 Grad, fast stets gleich bleibend, nur ausnahmsweise sich erhebend, so im H von Zeile 3 auf 75 Grad. In Probe b beträgt er noch etwas weniger, nämlich 45

1) Zu deuten im Sinne versuchter Zurückhaltung oder Beherrschung.

2) Zu deuten im Sinne von selbstgefälliger Anmassung.

3) Zu deuten im Sinne von Lügenhaftigkeit. Schneidemühl deutet sie als Ausdruck von Eigensinn und Heftigkeit. Ex juvantibus ziehe ich meinerseits einen anderen Schluss.

1 geht täglich für seinen nach einem Ja-  
 2 hrige in der letzten Woche die alten  
 3 gewachsen haben und zu morgen  
 4 einen Delikatessen Gänsebraten  
 5 bebringt und daß der alte Herr nach einem

Schriftprobe 12 a. 1886 (26 Jahre).

6 Marfwaften fassen will für  
 7 der einen sehr ungeschickten  
 8 Brief geschickt. Dinstag wenn  
 9 du jetzt für immer da

Schriftprobe 12 b.

Am sehr geschickten Heilsam  
 Corrie M

Neustrelitz i. M. Ostpreußen  
 - Straß Nr. 25

Schriftprobe 12 c. 1913 (53 Jahre.)

bis 55 Grad. Zeilenabstand im Anfang des Schriftstückes (vgl. a) etwas geringer als gegen Ende (vgl. b), er ist mittel. Die Zeilen greifen nie derart in einander, dass die Leserlichkeit leidet. Auch der Wörterabstand und der Buchstabenabstand innerhalb der Worte erweitert sich etwas nach dem Ende zu. Dasselbe gilt für die einzelnen Buchstabenteile, besonders das m und n.

Verbundenheitsgrad gering (vgl. Zeile 1, Wort 1; Zeile 5, Wort 2; Zeile 9, Wort 2 u. a.). Viele Buchstaben innerhalb eines Wortes beginnen mit neuem

Anstrich. Der nach dem üblichen Verfahren berechnete Getrenntheitsgrad beträgt in a und b:  $\frac{3,04478}{6} = \frac{1}{1,97}$ , ist also recht hoch.

1 in Geste! Mann das Ginnale  
 2 Sommer fallen, dann das Ginnale  
 3 sel's Gopa fallen dann ein  
 4 Blitz schlägt in den Oren  
 5 ein Rial so jüny, so friflingo  
 6 warm! Der Ofen - Traxion  
 7 bekamen Ginn mehl und war  
 8 züglif! Im Gestrapp, Goyagel  
 9 in Gofenabbel ist in Ginn  
 10. Ginnig selbsterpündig und  
 11 gaffelfon; im gaffelfon gaffi  
 12 der Rittorium gaff wird  
 13 Ginnigand! Of ein war

Die Schrift ist ein Beispiel für einen sehr hohen Grad von Unklarheit und Unlesbarkeit. Die Buchstaben sind stark verzerrt und die Sätze sind nicht verständlich. Die Handschrift ist ein Beispiel für einen sehr hohen Grad von Unklarheit und Unlesbarkeit.

Schriftprobe 12 d.

Die Schrift gehört geringeren Theils zum eckigen Bindungstyp (vgl. den Anstrich im „nach“, Zeile 1, oder im „will“, Zeile 6; vgl. auch das „noch“ in Zeile 5, die n in „Weihnachten“, Zeile 6); grösserenteils aber zum Arkadentypus, der freilich meist nicht ganz rein ist, sondern mehr den sogenannten Typ der „gestützten Nebenrichtungen“<sup>1)</sup> zeigt, indem die Haarstriche zunächst

1) Entdeckt von R. Roemer und J. Zinndorf.

im Körper des vorhergehenden Grundstriches emporgezogen werden (besonders schön im m von „einem“, Zeile 1, in den Schluss n von Zeile 8 usw.).

Die Grösse der Majuskeln entspricht ziemlich genau der Schulfvorschrift. Auch die Gestalt des B, L, G, W zeigt keine wesentlichen Abweichungen. Zweckmässig vereinfacht dagegen ist das „St“ (Zeile 2) und eine schmückende Ausgestaltung zeigt das H (Zeile 3 und 5).

Die Grösse der Minuskeln variiert einigermassen. Man vergleiche z. B. die beiden letzten i in Zeile 6 oder die kleinen e in Zeile 5. Ihre Gestalt ist durchgehends schulfmässig. Einmal (in Zeile 2) findet sich an Stelle des deutschen ein lateinisches a. Die a und o, ferner das grosse G sind oben offen, ebenso der u-Haken.

Beizeichen genau, dabei nicht sehr hoch gesetzt. Der i-Punkt häufig vor die Verlängerung des Grundstriches, nach oben (vgl. das zweite i in Zeile 1, das erste in Zeile 2); einmal auch der u-Haken (Zeile 6).

Vielfach werden die Buchstaben nach dem Wortende zu kleiner (z. B. Zeile 2, viertes und letztes Wort). Ober- und Unterlängen etwa gleich.

Die Anstriche der Wortanfänge sind zart und wenig geschwungen, zuweilen mit einem kleinen Häkchen einsetzend (so in Zeile 4, Wort 1; Zeile 8, Wort 2; Zeile 9, Wort 2). Die Wortendstriche meist kurz, nur hie und da in flachhorizontaler Steigung verlängert, letzteres besonders am Zeilenende (Zeile 2, 4, 7).

Schleifen von wechselnder Fülle, doch niemals auffällig stark, dagegen öfters sehr eng oder schwächlich (so im h von „haben“, Zeile 3). Schleifen der d-Köpfe wenig entwickelt, eine Ausnahme bildet das d in Zeile 4. Schlusschleife am kleinen g, h, j und z oft unter dem Zeilenniveau endend und zwar gelegentlich offen (so in „jetzt“, Zeile 9), meist aber geschlossen (so im letzten g, Zeile 3), einmal sogar mit einem angehängten Schlussriegel versehen (Zeile 8, letztes g). Rückläufige Schleifen am t und f meist gut ausgeprägt, doch ohne besondere Betonung. Schlusschleife am B stets schwach entwickelt.

Die Urheberin der eben beschriebenen Schrift ist eine schlichte, massvolle, sich ungezwungen<sup>1)</sup> gebende Natur, die zweifellos eine gewisse, wenn auch nicht besonders vertiefte Bildung<sup>2)</sup> besitzt. Sie ist hinsichtlich des logischen Denkvermögens nur wenig begabt, eher etwas beschränkt<sup>3)</sup>, dabei ziemlich willensschwach<sup>4)</sup>. Ausserordentlich reagibel<sup>5)</sup> und Spielball ihrer Eindrücke, zuweilen von einer eigentümlich gewollten Lustigkeit<sup>6)</sup>, unterliegt sie weitgehenden Stimmungsschwankungen<sup>7)</sup>.

1) Fast ganz fehlender Ausdruck willkürlich veränderter Schriftformung.

2) Wenig Aufputz, Ansätze zu Eigenformen, flüssige Schrift.

3) Ziemlich grosse Getrenntheit, im ganzen schulfmässige Schrift.

4) Druckschwäche, keine Enge und Steile, ferner vgl. 1).

5) Kleinbuchstaben wechselnd gross, dünne und unregelmässige Schrift, besonders im Briefanfang.

6) Druck im Anstrich des B usw.

7) Wechselnde Zeilenrichtung.



Zur Sparsamkeit hat sie von Hause aus keine Neigung<sup>1)</sup>. Zeichen für Egoismus fehlen fast ganz.

So ist sie im ganzen zweifellos mehr Gefühls- als Verstandesmensch. Ja, dies so sehr, dass sie — auf Grund der geringen Begabtheit, der grossen Reagibilität und Willensschwäche — kaum viel Aussicht hatte, sich im Lebenskampfe selbständig zu behaupten. Nun hat die Kranke, wie Nachfragen ergaben, eine harte Jugend durchgemacht, war vom sechsten Jahre an elternlos und wurde bei fremden Leuten erzogen. Es ist also anzunehmen, dass ihr die Inkongruenz des eigenen Charakters mit den harten Forderungen des Tages bald mehr oder weniger klar zum Bewusstsein kam.

Seine Grundlage willkürlich zu ändern, vermag der psychische Organismus jedoch nicht. So entwickelte die Patientin allmählich gewisse kompensatorische Schutzeigenschaften, die denn auch in der Handschrift deutlich zu Tage treten.

Da ist vor allem eine gewisse zurückhaltende Verschlussenheit<sup>2)</sup>, die mit den sonstigen Anzeichen für Offenheit<sup>3)</sup> seltsam kontrastiert. Konnte die Schreiberin ihre sensible Charakteranlage nicht unterdrücken, so lernte sie sie doch verbergen und dadurch ungefährlicher machen.

Dann aber geht als zweiter Abwehrzug das Vorhandensein von Vorsicht<sup>4)</sup> aus der Schrift hervor. Mit Vorsicht und Verschlussenheit wehrte die Schreiberin allzu verderbliche Eingriffe in ihr Seelenleben ab. Hierzu gesellt sich als drittes, aber mehr aktives Element, die Neigung zur Tätigkeit<sup>5)</sup>, die der Kranken vermutlich ein willkommenes Hilfsmittel war, ihre Verstimmungen arbeitend zu überwinden. Da sie zudem ohne Frage sehr gewissenhaft<sup>6)</sup> war, leuchtet ein, dass sie sich zeitweilig wohl im äusseren Leben zu behaupten vermochte.

Nun ergaben Erkundigungen bei ihrer besten Schwester einige scheinbare Widersprüche, die hier zu erörtern sind. Die Schwester gibt nämlich an, dass die Patientin in ihrer Jugend „eine selten gute Schülerin“ gewesen sei, und fährt dann fort: „Dumm war sie nicht, jedoch

---

1) Beiderseits weiter werdender Rand, weiter werdende Schrift.

2) Gestützte Nebenrichtungen als zum Arkadentyp gehörig.

3) Oben offene a, o, G, u-Haken.

4) Kleinerwerden der Worte, bis zum Zeilenende verlängerte Endstriche in Zeile 2, 4, 7.

5) Die Schrift wird nach dem Ende zu regelmässiger, ausgeglichener, flotter; die Zeilenrichtung beständiger.

6) Genau gesetzte Interpunktion und Beizeichen: letztere oft vor den Buchstaben und ziemlich tief.

nicht klug genug oder besser gesagt: raffiniert genug, um in die Welt zu passen, ihre Nerven zu schwach, um schwere Enttäuschungen zu tragen“.

Wie reimt sich dieses Urteil mit unseren obigen Feststellungen? Natürlich immer vorausgesetzt, dass es einigermaßen objektiv ist.

Zunächst ist zu bemerken, dass die Patientin sehr wohl eine gute Schülerin gewesen sein kann. In der Anamnese der *Dementia praecox* sind gute Schulleistungen ja gar nichts so Seltenes, da die ersten Attacken des Leidens häufig in der Pubertätszeit, also erst nach Schluss der Schulperiode einsetzen. Unsere Kranke hat die Schule mit 14 Jahren verlassen, um sich für ihren späteren Beruf auszubilden, und es liegt sonach auf der Hand, dass die schwer psychopathischen Züge ihrer Veranlagung erst später im Laufe der Jahre zur Entwicklung kamen, so dass sie zur Zeit der Niederschrift von Probe a und b, also über 10 Jahre nach dem Verlassen der Schule, bereits deutlich ausgeprägt waren.

Wenn die Schwester meint: „dumm war sie nicht —“, so sucht sie damit gewissermaßen die Erinnerung an die guten Schulleistungen zu retten. Der einfache Mensch steht einem geistigen Rückgang bei nahen Angehörigen ja oft genug verständnislos gegenüber und ist geneigt, für temporäre Laune oder berechnigte Verstimmung zu nehmen, war in Wirklichkeit geistige Schwäche ist. So ist denn auch die liebende Schwester subjektiv genug, weniger die Kranke mit ihrem wachsenden Defekt für die Lebensmisserfolge verantwortlich zu machen, als vielmehr die böse Welt, für welche jene „nicht raffiniert genug“ gewesen.

Was sie im übrigen von den „schwachen Nerven“ der Schwester sagt, deckt sich mit unseren eigenen Feststellungen. Interessant ist, was die Auskunft weiter über die Patientin berichtet. Sie hatte, heisst es da, „einen hochfeinen Charakter, egoistisch war sie gar nicht. Anstatt lustig, kann ich es nur freundlich nennen, denn als Verkäuferin musste sie es sein. Auch war sie sehr arbeitsam, aufopfernd und gewissenhaft. — Eitel war sie nicht“.

Das sind, wie wir sehen, Angaben, die unsere graphologischen Wahrnehmungen teils bestätigen, teils ergänzen, zugleich aber dartun, um wieviel besser die inneren Zusammenhänge der psychischen Manifestationen aus dem graphologischen Bilde erhellen.

Nach ihrer Lehrzeit lebte die M. 12—14 Jahre in N., einer Kleinstadt, wo sie ihrer Schwester nahe war, zog dann eine Zeitlang nach Berlin und kehrte endlich nach N. zurück, wo sie sich — ohne Vorwissen ihrer Familie — ein altes Geschäft hatte aufschwätzen lassen. „Damit“, so schreibt die Schwester, „war ihr Schicksal besiegelt“.

Die psychopathischen Züge ihrer Anlage hatten ohne Zweifel die Tendenz sich zu verschlimmern, und inzwischen noch schärfere Ausprägung erlangt. Die Kranke war der Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit nicht gewachsen und vermochte das Geschäft nicht zu halten. Sie gab es auf und hat dann, ganz aus der Bahn geworfen, nach einander eine Reihe verschiedener Stellungen innegehabt, in denen sie nie lange aushielt oder bleiben konnte. Zuletzt als Kinderfräulein in Hamburg. In ihren Lebensverhältnissen kam sie dabei mehr und mehr zurück, lebte schliesslich — am Ende ihres Könnens — in ärmlicher und unsauberer Umgebung ganz für sich. Besuch nahm sie, vermutlich auf Grund paranoischer Vorstellungen, nur an, wenn er ihr vorher schriftlich gemeldet war. So schleppte sie sich bis zu ihrem 46. Lebensjahre hin, wo sie endlich in der Anstalt Aufnahme fand.

Hier zeigte sich, dass bereits ein vorgeschrittener Schwachsinn vorhanden war. Die Kranke sprach, obwohl sie längst nichts mehr besass, lebhaft und gerne von ihrem „grossen Lager“, rühmte sich „hoher Protektion“ und war in religiöser Hinsicht überschwänglich. Ihr Wesen ist läppisch-heiter. Ihre Sprechweise verschroben und geziert. Sie ist sehr empfindlich und verlangt auf der Visite eine offizielle Anrede. Dabei ist sie eine fleissige Handarbeiterin und schreibt gerne Briefe an alle möglichen verwandten oder bekannten Personen.

Einen guten Einblick in ihr Wesen gewährt ein Lebenslauf, den sie 1906, im Jahre ihrer Aufnahme, auf Verlangen schrieb. Ein Auszug daraus sei hier mitgeteilt:

„11. Jahr: war ich gerne liebe Schulkollegin, verehrte mit Liebe und Lust Ehr, Lehr, Nähr, Wehrstände.

12. Jahr. Ich glaube sicher, dass ich mich sehr brav verhielt.

18. Jahr. Ich verkaufte so schön wie irgend möglich.

20. Jahr. Ich gewann mir einen vergrösserten Wirkungskreis.

21. Jahr. Ich übte fleissig Pflichttreue, bewies mich gut und ehrwürdig.

22. Jahr. Ich bewahrte mich liebend schützend von Sünden rein.

24. Jahr. Ich war sehr vernünftig.

25. Jahr. Ich war freundlich und liebenswürdig.

27. Jahr. Ich dachte aufrichtig, sprach bescheiden, wenn ich sprach, war ich bedacht, jede Kränkung zu vermeiden, weil das keine Freude macht.

28. Jahr. Ich war sehr tätig.

30. Jahr. Ich arbeitete so emsig wie möglich.

33. Jahr. Ich suchte und fand Gott Lob!

34. Jahr. Ich erhielt gern die heilige Ordnung aufrecht.

36. Jahr. Ich tat was durchaus zu Gottes Ehre gereichte.

40. Jahr. Ich erfüllte Gottes Gebot.

41. Jahr. Ich genoss gern eine Tasse recht schönen Kaffee mit süssem Backwerk.

44. Jahr. In Handschuhen führte ich ein ausserordentlich preiswertes Lager.

45. Jahr. Ich betrachtete Jemanden mit Wohlgefallen.

Im 46. Lebensjahre hege ich den sehr berechtigten Wunsch, ich verwickelte mich überhaupt nicht in Irrtümer: Pflege fromme zweckmässige Wünsche und sehe gern auf siegreiche resultierende Realisierung derselben!“ — —

Bemerkenswert erscheint, dass jeder dieser Sätze mit „Ich“ beginnt und eine Lobpreisung der eigenen Person enthält. Dabei folgen sich religiöse und erotische, banale und kindische Gedanken. Mit dem 46. Jahre bricht der Bericht ab, es ist der Zeitpunkt ihrer Anstaltsaufnahme.

Die Schriftproben c und d sind einem der zahlreichen Briefe aus jüngster Zeit entnommen, also im Alter von 53 Jahren verfasst. In c haben wir die Adresse, in d einen Abschnitt der 3. Seite. Der erste Blick auf die Schrift lässt die grosse Veränderung erkennen, welche in den dazwischen liegenden 27 Jahren mit der Schrift vor sich gegangen ist.

Vorweg sei bemerkt, dass in dem zur Prüfung vorliegenden Briefe auch die Rückseite des Umschlages teilweise beschrieben ist, besonders der Klebesaum. Der ganze Brief bekommt dadurch etwas Unordentliches, Unkorrektes. Solche überflüssigen, nicht angebrachten Zutaten finden sich auch in c und d. So in c die ersten drei Worte und in d der allzu dicht beschriebene Rand, der sich übrigens in gleicher Weise durch den ganzen Brief findet. Sogar die oberen und unteren Ränder sind beschrieben.

Nun zur Schrift selber, unter Betonung der Vergleichspunkte zu Probe a und b.

Die Schrift in c + d ist erheblich grösser. Hier die zahlenmässige Nebeneinanderstellung:

|                                                                        | a + b  | c + d    |
|------------------------------------------------------------------------|--------|----------|
| Durchschnittsgrösse der längenlosen Kleinbuchstaben . . . . .          | 1—2 mm | 1,5—3 mm |
| Durchschnittsgrösse der Oberlängenbuchstaben                           | 5—6 „  | 8 „      |
| Durchschnittsgrösse der Unterlängenbuchstaben                          | 6 „    | 9 „      |
| Durchschnittsgrösse der Buchstaben mit Ober- und Unterlängen . . . . . | 9—10 „ | 13 „     |

Die gewissermassen die Axe der Schrift bildenden längenlosen Kleinbuchstaben haben sich also durchschnittlich um die Hälfte vergrössert, und ähnlich ist das Verhältnis bei den anderen Buchstabengattungen. Grösser geworden ist auch der absolute Schriftdruck, während Grund- und Haarstrich vielfach ebenso mangelhaft von einander abgesetzt sind wie oben. Ein Rand ist so gut wie gar nicht gelassen.

Die Schriftlage entspricht, wie oben, einem Neigungswinkel von durchschnittlich 45—55 Grad, der ausnahmsweise auf etwa 40 Grad herabgeht (so im Anfangs-d, letzte Zeile, oder im h in „Wiedersehen“, vierte Randzeile), ja auch auf 35 Grad (so in „des“, vierte Randzeile). Die exakte Feststellung der Zeilenrichtung ist durch die Liniiierung erschwert. Vielleicht aber darf diese Liniiierung gedeutet werden als psycho-ätiologisch bedingt durch eine grosse Unsicherheit der Zeilenführung. Die vier Randzeilen von d zeigen Wellenform, und auch im Hauptteil tritt bald eine ansteigende<sup>1)</sup>, bald eine absteigende<sup>2)</sup> Tendenz hervor.

Der Zeilenabstand kann nur nach den Randzeilen gewürdigt werden; er ist hier derart gering, dass die Zeilen sehr oft in einander greifen, wodurch die Klarheit der Schrift sehr leidet.

Der Verbundenheitsgrad ist geringer, die Getrenntheit grösser geworden. Die Formel lautet:

$$\frac{\text{Z.A.}}{\text{Z.C.}} = \frac{6,556923}{12} = \frac{1}{1,83} \quad (\text{gegen } \frac{1}{1,97} \text{ in a+b}).$$

Der Bindungstyp hat sich geändert; die „gestützten Nebenrichtungen“ sind zwar noch vorhanden, doch gehen sie nur selten noch in arkaden-ähnliche Gebilde<sup>3)</sup> über. Was weitaus vorherrscht, ist die Eckenbindung. Gelegentlich zeigen sich sogar Ansätze von Basiskurven<sup>4)</sup>.

Andeutungen von leichtem Tremor sind häufig. So im Anstrich des H und im Grundstrich des Schluss-s in „Himmels“, Zeile 1; im Grundstrich des L in „Lieb“, Zeile 5; oder im Aufstrich der Schlusschleife des f in „Berufe“, Zeile 10; auch die l in Zeile 1 und 2, das Doppel-l in „fallen“, Zeile 3 u. a. m. zeigen eine eigenartig ungerade, wie gequetschte Form, die auf eine Unsicherheit der Linienführung zurückgehen dürfte.

Nun zur Gestalt der Buchstaben. Die übrigens sehr verschieden grossen Grossbuchstaben sind vielfach durch ausgiebige schnörkelhafte Bereicherungen von recht derber Geschmacklosigkeit markiert (vgl. das A in Zeile 4, das O in Zeile 6, das G in Zeile 8 und 9, das B in Zeile 10, ebenso die N, M, A, S in der Adresse). Soweit das nicht der Fall, haben sie die Form der Proben a+b behalten, jedoch unter stärkerer Betonung des einleitenden vertikal gerichteten Anstriches im grossen L, B und H. Sie erhalten durch all diese Charakteristika etwas entschieden Prätentios-Anspruchsvolles.

Besonders interessant sind die beiden M der Adresse. In beiden folgt auf den Riesenschnörkel nebst Auslauf ein Grundstrich, der den Zeilengrund nicht erreicht; der Abstand bis zum zweiten Grundstrich ist gross, nämlich 5 bzw. 4 mm, und den Schluss macht ein erst abduktiver, dann adduktiv zurückleitender Schlussbogen, der — im ersten M — den Buchstabengrund schneidet

1) Z. B. in den letzten Worten von Zeile 3 und 4.

2) Z. B. in Zeile 4, Wort 1.

3) Eine Arkade findet sich z. B. noch im Schluss-n, Zeile 6.

4) So in den Schluss-n der Worte 3, 4, 5 in Zeile 3.

oder — im zweiten M — kurz vor ihm abbricht. Das ganze Buchstabengebilde ist ausserordentlich breit, nämlich 2,5 bzw. 2,1 cm! Das dritte M der Adresse entspricht dem zweiten.

Eigenartig sind auch die Buchstaben N und D. Der Schlusschnörkel des N wird in weitem Bogen nach rechts geworfen, überdacht die 3 nächsten Buchstaben und schneidet die Schriftlinie zwischen s und t. Das D (vgl. Zeile 6 und Adresse) wird durch einen linksläufig-adduktiven Zug eingeleitet, der den Anfangsteil des Buchstabens völlig schliesst und in zwei Absätzen gezogen ist. Die Schlusschleife des ersten D ist auffällig lang und schmal. Hiervon bemerkenswert verschieden ist das D von Zeile 2, das im ganzen mehr der Schulvorschrift entspricht.

Die Form der Kleinbuchstaben ist im wesentlichen dieselbe geblieben, d. h. sie ist schulmässig-einfach, dabei im Bau oft etwas eng. Die a und o sind offen.

Die Grösse der Kleinbuchstaben wechselt, doch lange nicht in dem Masse wie oben. Nach dem Wortende zu werden die Buchstaben oft kleiner. Der Endstrich des d ist weit ausgezogen, rechtsläufig, ansteigend und dünn (z. B. in Zeile 1, 2 und 3). Die Schleife stets mässig weit. Nur einmal ist der Kopf des Buchstabens scharf zurückgeworfen und trägt, nach ausgiebiger Schleifenentwicklung, einen horizontalen Endstrich. Diese Endstriche laufen oft in ein ganz kleines Häkchen aus. Das Schluss-s ist verschieden geformt. Einmal läuft es in einen einfachen Rundbogen aus (Zeile 1), ein andermal schliesst sich an den — sehr kurzen — Bogen noch ein ebenfalls kurzer ansteigender Endstrich (Zeile 3), ein drittes Mal endet der Buchstabe mit einem zarten, weit schwingenden adduktiven Bogen (Zeile 10). Die linksläufige Schlusschleife im kleinen t und f ist in der Regel kräftig entwickelt; ebenso die Schleife im grossen J. Kräftig markiert ist auch die abschliessende Kurzschleife im B.

Die Unterlängen der Schrift sind, wie bereits aus der Masstabelle ersichtlich, ein wenig entwickelter als die Oberlängen, die Schleifen eng bis mittelweit.

Die Interpunktion ist genau und sinngemäss. Die Beizeichen vollzählig und ziemlich niedrig gesetzt. Der Punkt in der Verlängerung des Buchstabenkörpers, nur selten vor dieselbe (so in „ein“, Zeile 11; in „dominierend“, Zeile 13).

Die Wortanstriche sind kurz und beginnen oft mit einem Häkchen. Der Anstrich zum J, Zeile 9, verläuft kreisförmig in sich selbst zurück.

Auch die Wortendstriche sind knapp und kurz und nur am Zeilenende zuweilen weiter ausgezogen (z. B. Zeile 8, 9, 12).

Der freie Raum hinter dem Namen der Adresse ist durch einen horizontalen Strich ausgefüllt.

Die Dominante dieser Schrift ist ganz zweifellos eine sehr ausgesprochene gespreizte Selbstgefälligkeit und Eitelkeit<sup>1)</sup>, die mit einer etwas gereizten Einbildungskraft<sup>2)</sup> Hand in Hand geht.

1) Zahlreiche Verschnörkelungen in den Grossbuchstaben, gespreizte Form des M in der Adresse.

2) d-Schleifen, ausfahrender Schlusszug am d, weite Ausbuchtung der Schlusszüge am M, grosser Endzug im N (Adresse).

Natürliche Begleiterscheinung dieser Züge ist der stark entwickelte Egoismus<sup>1)</sup>.

Es ist dies also eine Gruppe unsozialer Eigenschaften, die sich in den früheren Schriftproben nicht fanden. Das Massvolle, Bescheidene jener Schrift ist ganz verloren gegangen, und ein erhöhtes Selbstgefühl<sup>2)</sup> an die Stelle getreten.

Suchen wir nach der tieferen Ursache dieses Umschwunges in pejus, so finden wir sie in dem merklichen geistigen Rückgang der Kranken, in dem wachsenden Schwachsinn<sup>3)</sup> und der grösseren Denkkun-klarheit<sup>4)</sup>. Was die Gesundheit eines Charakters ausmacht, das ist ja seine innere Ausgeglichenheit. Die richtige Verarbeitung der Ausseneindrücke führt zur Selbstkritik und lässt eine Eigenschaft nicht übermächtig werden, deren Schädlichkeit und mangelnde Berechtigung erkannt wurde. Das schwachsinnige Gehirn aber ist nicht fähig, diesen von aussen angeregten Gegenvorstellungen Raum zu geben, diese notwendigen Hemmungen einzuschalten. Die Folge ist das Ueberwuchern und Ueberwertigwerden der egozentrischen Vorstellungskomplexe: das Gleichgewicht der seelischen Kräfte ist gestört.

Immerhin sind manche Eigenschaften des alten, noch gesünderen Charakters erhalten geblieben. So bis zu gewissem Grade die zurückhaltende Vorsicht<sup>5)</sup> und die Verslossenheit<sup>6)</sup>, welch letztere freilich nicht entfernt den Grad erreicht, wie früher. Vielleicht hängt dies mit den veränderten äusseren Lebensverhältnissen zusammen: die Kranke ist jetzt dem Kampfe ums tägliche Brot entrückt, hat in der Anstalt ihren Frieden gefunden und bedarf nicht mehr so der Schutzwehr wie einst.

Ihre Stimmung ist zwar immer noch Schwankungen unterworfen, ihre Reagibilität und Empfindlichkeit sind keineswegs der Norm gewichen. Aber all dies kann für die Kranke nicht mehr die unheilvollen Folgen haben wie einst. So hat sie denn die Tendenz, ihren

---

1) Häufige Eckenbindung mit gestützten Nebenrichtungen, Rückschlingung der Schlusschleifen im M, der Anfangsschleife im J.

2) Grössere Schrift, erhöhter Druck, stärkeres Hervortreten der Majuskeln.

3) Grössere Getrenntheit, leichte Tremorerscheinungen, Andeutungen von Unsicherheit der Linienführung.

4) Unübersichtliche Aufmachung des Schriftstückes, vollgeschriebener Rand, ineinandergreifende Zeilen.

5) Ausziehen mancher Zeilenendstriche, Kleinerwerden vieler Worte, Strich nach dem Namen in der Adresse.

6) Hie und da Andeutungen von Arkaden.

Gefühlen unbekümmerter nachzuhängen<sup>1)</sup>, ja, zeigt — in der schwach-sinnigen Unbeständigkeit ihres ganzen Wesens — zuweilen gar Ansätze zu höflicher Konzilianz<sup>2)</sup>.

Hiermit mag die kurze Reihe der Kontrollfälle einstweilen geschlossen sein. Wollen wir nun aus ihnen bezüglich der Geltung der oben aufgestellten Hauptkennzeichen schwachsinniger Handschriften Schlüsse ziehen, so müssen es folgende sein:

- Zu 1. In allen drei Fällen ist mit wachsendem Schwachsinn zunehmende Schriftgetrenntheit nachgewiesen, Den höchsten Grad erlangt sie in Fall 10 d, während in 11 und 12 der bis jetzt erreichte Schwachsinns- und Getrenntheitsgrad geringer sind.
- Zu 2. In Fall 10 d findet sich ausgesprochener Tremor nebst Ataxie, in Fall 12 gelegentlicher leichter Tremor. Der noch nicht lange bestehende Fall 11 hat den zur Tremorerzeugung erforderlichen Schwachsinnsgrad anscheinend noch nicht erreicht.
- Zu 3. In Fall 10 und 11 ist die Rückkehr zur schulmässigen Schrift deutlich sichtbar. In Fall 12 ist die Schrift von vorne herein ziemlich schulmässig gewesen, so dass eine Rückkehr sich sozusagen erübrigte.
- Zu 4. Abweichungen von der geraden Linie in der Zeilenführung finden sich in allen drei Fällen.
- Zu 5 und 6. Ataxie der Wort- und Satzelemente und mangelhafte bzw. fehlende Interpunktion ist in keinem der drei Fälle nachweisbar. Vermutlich kommen diese Schrifteigenschaften nur bei noch höheren Schwachsinnsgraden vor, wie etwa in Fall 1—9.

Statt ihrer finden sich in den drei Kontrollfällen zwei andere Merkmale, die mir von charakteristischer Wichtigkeit scheinen und hier nicht übergangen werden dürfen. Das ist erstens die unordentliche Aufmachung des ganzen Schriftstückes, die sich in einer extremen Ausnutzung des vorhandenen Raumes (Beschreiben der Ränder, des Umschlages usw.) äussert, und bei den erheblichsten Graden der Verblödung nicht mehr vorzukommen scheint. Wenigstens zeigt sich dieses Zeichen von den ersten neun Fällen nur in einem Fall, nämlich in dem verhältnismässig höchststehenden Fall 9.

1) Der Neigungswinkel wird stellenweise kleiner als in a + b, geht sogar unter 40 Grad hinunter.

2) Versprengte Basiskurven. Sehr häufige Häkchen am Austrichbeginn, ausgeprägter als in a + b.



Das zweite Merkmal ist das auffällige Grösserwerden der Schrift in allen drei Kontrollfällen; es ist, wie wir sahen, im Sinne erhöhten Selbstgefühls zu deuten. Sein Vorkommen entspricht durchaus dem alten Erfahrungssatze, dass die sehr von sich selbst eingenommenen Menschen nur selten zu den gescheiteren rechnen, wie das u. a. auch in dem Sprichwort zum Ausdruck kommt: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz!“

Fast scheint es also, als ob wir auch diese beiden Punkte, das Grösserwerden der Schrift und ihre unordentliche Aufmachung, zu den typischen Schwachsinnmerkmalen rechnen müssen, wobei es vorläufig dahingestellt bleibe, ob sie sich lediglich bei den mittleren oder auch bei den extremen Schwachsinnsgaden finden. Aus unseren Proben geht das nicht eindeutig hervor. Ist doch von den letzten drei Fällen nur Nr. 10 in Probe 10 d so weit verblödet, dass es den extremsten Graden beigesellt werden kann.

Hier weitere Beweise zu bringen, ist also eine der nächsten Aufgaben.

Im übrigen wird es uns klar, dass wir — um ein lückenloses Bild der Schriftveränderungen bei Schwachsinnigen zu gewinnen — unsere Untersuchungen nicht auf die hohen Grade beschränken dürfen. In Fall 10—12 ist ja zur Heranziehung der mässigeren Grade bereits ein Anfang gemacht.

Eine Anzahl solcher Schwachsinnfälle geringeren Grades zu einer instruktiven Gruppe zusammenzustellen und kritisch zu verarbeiten, soll die Aufgabe einer weiteren Arbeit sein.

---